



ERODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Andreas und Oswald Achenbach. Von Hermann Becker (mit den Porträts, gezeichnet von P. Grot' Johann). — Annehmen und Abweisen. Von Otto Freiherr von Reinsberg-Düringfeld. — Eine Stunde bei Eugène Scibe. Von Wilhelm Goldbaum. — Der Mantillen-Schnitt. Erzählung von Franz W. Ziegler. — Sturm bei Neapel. Von Prof. Oswald Achenbach. — Marine. Von Prof. Andreas Achenbach. — Ein Trübchen Bazar-Redacteur. Von Heigel. — Frau Marshallin Bazaine (mit Porträt). — Die Mode. Von Veronika von G. — Wirtschaftspaulereien (mit Abbildungen). — Auflösungen des Nebus, Buchstaben-Räthsels und der Charade Seite 20. — Nebus. — Correspondenz.

Andreas und Oswald Achenbach. Von Hermann Becker.

Unter den Landschaftsmalern unserer Zeit nehmen die Brüder Achenbach eine besondere Stellung ein, ausgezeichnet nicht nur durch ihren Geist und ihr Talent, sondern auch durch eine vollkommene Meisterschaft, die man im besten Sinne Virtuosität nennen darf. Beide Meister sind Führer in der Richtung, welche die neuere Landschaftsmalerei von der aller früheren Schulen ganz bestimmt unterscheidet. Die früheren Schulen waren entweder idealistisch, wie die italienisch-französische, oder naturalistisch, wie die niederländische, nach beiden Richtungen hin aber auf einen bestimmten Kreis von Formen und Gegenständen beschränkt.

Die Kunst der Neuzeit, besonders in Deutschland, hat diese Grenzen durchbrochen und sich ein Gebiet erworben, welches sie allerdings nicht so vollständig ausfüllt, wie manche der alten Meister ihre engeren Gebiete, welches aber eine Ausdehnung hat, von der jene keine Ahnung hatten. Sie stellt sich Aufgaben, welche weder die Idealisten noch die Naturalisten früherer Zeit zu lösen versucht haben, und unter Bedingungen, deren Schwierigkeiten von den heutigen Kunstennern noch kaum richtig geschätzt werden. Der Horizont der Weltanschauung ist ungeheuer gewachsen, und wenn auch viele der alten Meister Italien und die Alpen, und einige die nordischen Länder sahen, so stellten sie doch niemals an sich selbst, noch ihr Publikum an sie die Anforderungen, welche wir heute an unsere Landschaftsmaler stellen. Die neuesten Schulen in Deutschland und Frankreich haben auch in der Einzeldarstellung erst den Kreis einer gewissen Convention durchbrochen, in welchen alle Maler früherer Epochen mehr oder minder gebannt waren. Unsere Meister sehen die Natur mit eigenen unbefangenen Augen an und suchen sie so wiederzugeben, wie sie sehen, ohne sich viel um traditionelle Formenbedingungen zu kümmern. Das sind die modernen Naturalisten, und an ihrer Spitze stehen die beiden Achenbach als bisher unibertroffene Meister.

Die naturalistische Richtung der Landschaftsmalerei hat sich ziemlich gleichzeitig in Düsseldorf und München ausgebildet, in Düsseldorf jedoch gaben ihr Lessing und Schirmer einen noch entschiedeneren Charakter. Beide Meister hatten eine große Pietät für die Natur und ein ungemein scharfes Auge für ihre charakteristischen Formen. Schirmer, weniger genial, erzeigte durch unablässiges Einzelstudium, was ihm an spontaner Auffassung abging, und gab der Schule das Beispiel eines ungeheuren unablässigen Fleißes; Lessing bewahrte bei aller Romantik doch einen Respect vor der Wahrheit der

Formen, welcher ihm manchmal den Vorwurf der Nüchternheit zugezogen hat; beide Meister waren in Beziehung auf ihre Technik ohne Schultraditionen beinahe Autodidakten und deshalb um so origineller; unter dem Einfluß ihrer Werke begann Andreas Achenbach seine künstlerische Laufbahn.

Zu Cassel 1815 geboren, kam er mit seinen Eltern, die eine ziemlich wechselvolle Existenz führten, schon als Kind in der Welt herum und schließlich 1823 nach Düsseldorf, wo er 1827 Schüler der Akademie ward. Schon als Knabe bewies er eine ungemeine Geschicklichkeit und frische, sehr unbefangene Auffassung alles natürlich Gegebenen. Die malerische Technik war ihm gewissermaßen angeboren und ist ihm niemals schwer gewesen. Ein frühestes Werk, die Ansicht des Akademiegebäudes mit dem Trödelmarke davor und allerlei charakteristischen

eine ganz neue Welt versetzten. Er war jetzt schon einer der geschäftigsten Meister der Schule, dem seine frische und originelle Persönlichkeit einen großen Kreis von Freunden verschaffte, welche sich darin gefielen, bei den damals bestehenden Reibereien zwischen den Künstlern ihn als Rheinländer und Düsseldorffer dem engeren Kreise der sogenannten Berliner gegenüber besonders hervorzuheben. Nichtsdestoweniger verließ Achenbach im Jahre 1836 Düsseldorf für längere Zeit und zog nach München, wo er den gleichen Erfolg bei Künstlern und Publikum erlangte. 1839 machte er nochmals eine Studienreise nach Norwegen und kehrte dann nach Düsseldorf zurück, wo er eine Reihe von Landschaften und Marinen schuf, welche enthusiastisch bewundert wurden, 1843 aber ging er nach Italien, wo er etwa zwei Jahre blieb

Studien somit auch auf die südliche Natur ausdehnte. Von dort nach Düsseldorf zurückgekehrt, hat er diese seine Heimathstadt nicht wieder verlassen mit Ausnahme von einem längeren Aufenthalte in Paris und nochmals in Rom. Aus diesem Lebensgange des Künstlers erklärt sich seine ungemeine Vielseitigkeit. Mit einer ganz genialischen Auffassungsgabe und einem staunenswerthen Gedächtnisse für die Eindrücke der Natur hat er eine ganze Welt von Erscheinungen in sich aufgenommen, die er in ganz objectiver Weise wiedergibt.

Seine Productionskraft ist ungeheuer; er arbeitet leicht, aber nicht leichtfertig, und die vollkommene Bravour seiner Behandlung verführt ihn doch nur selten zu eigentlicher Bravourmalerei. Dennoch erregen seine Gemälde sehr oft das Erstaunen des Kunstverwandten durch die Kühnheit des Colorits und der Behandlung, während der gewöhnliche Beschauer nur eine ganz unbefangene Naturdarstellung darin erblickt.

Seine Gemälde auch nur annäherungsweise hier aufzuführen, würde uns zu weit führen, auch ist das, was man mit dem



Zeichnung von P. Grot' Johann.

X. A. v. R. Brend' amour.

Stadtsfiguren von 1831 (oder noch früher), welches sich noch in einer Düsseldorfer Sammlung befindet, zeigt bei einer kindlich nüchternen Auffassung eine ganz naive Sicherheit der Behandlung, welche von Schwierigkeiten keine Ahnung hat. Dieses Erstlingswerk erfuhr die damals große Ehre, von dem Kunstverein angekauft zu werden, denn der junge Künstler hatte überhaupt das Glück, von Anfang an bemerkt und geschätzt zu werden. Aber bald nahm er einen höheren Flug. Eine Reise, welche er mit seinem Vater im Jahre 1832—33 nach Holland, über See nach Hamburg und weiter nach den baltischen Ländern machte, ließ ihn als Marinemaler heimkehren, dessen Seestücke sofort Aufsehen machten. 1835 machte er eine Reise nach Schweden und Norwegen und kam mit Gebirgs- und Seestudien zurück, aus welchen er sofort mit vollendeter Meisterschaft Bilder schuf, die den Beschauer in

Worte bezeichnen kann, nicht die Hauptsache in denselben. Achenbach's früheste Arbeiten sind mit leichtem Pinsel etwas spitz und glatt ausgeführt, die späteren immer breiter und derber, einige neuere sehr breit und markig, doch fällt er nur sehr selten in eine eigentlich decorative Behandlung, und in beinahe jedem Bilde ist die Behandlung anders und neu; in jüngster Zeit hat er mehrmals sehr schwierige coloristische Probleme in der kunstvollsten Weise gelöst, Leistungen, die freilich nur der Kundige zu schätzen weiß, da sie ganz anspruchslos auftreten. Es ist überhaupt bezeichnend für Achenbach's Kunst, daß sie sich meistens in wenig anspruchsvollen Gegenständen ergeht, er hat nicht viele Bilder geschaffen, in welchen das Gegenständliche an sich von großer Bedeutung wäre. In seiner naturalistischen Richtung consequent fortschreitend begnügt er sich mit immer einfacheren Gegenständen und hat in neuester Zeit Manches

ganz unscheinbare gemalt, selbst in größeren Dimensionen, was nur durch die Art der Darstellung künstlerischen Werth gewann. Seine früheren Werke waren Marinen, dann wandte er sich der Darstellung nordischer Gebirgsnatur zu, ist der eigentliche Erfinder und erste Meister jener landschaftlichen Specialität, in welcher nach ihm so viel Schönes und Interessantes geleistet worden ist; wir wollen nur an die Bilder von Leu, Gude u. s. w. erinnern. In seinen späteren Bildern aus Italien hat der Meister nicht ganz den Beifall gefunden, wie in seinen nordischen Darstellungen; er hat Motive aus Süditalien, aus Sicilien und den neapolitanischen Küsten und Inseln vortrefflich behandelt, doch scheint er selbst sich in dieser Natur nicht recht genügt zu haben. Nach seiner Rückkehr aus Italien wandte er sich der schlichten deutschen Landschaft zu und schuf sich einen Genre, den er die westphälische Landschaft nannte. Es sind dieses Baum- aber nicht eigentlich Waldlandschaften einfachsten Gegenstandes, einige Eichen, einiges Gebüsch, etwa ein Haus, eine Mühle oder ein alter Burghof, ein Bach, ein Stück Wiese, Sumpf oder dergleichen schlichte Dinge, an denen man in der Wirklichkeit wohl ohne Aufmerksamkeit vorübergeht, die aber unter des Meisters Pinsel einen besonderen Reiz gewinnen. In diesen schlichten Landschaften und in seinen Strandbildern ist Achenbach am originellsten und bedeutendsten. Aber er beschränkt sich keineswegs auf diese Motive, aus den westphälischen und bergischen Gegenden oder vom scheinbaren Strande, Gebirgslandschaft oder offene See, Stadtpartien und selbst architektonische Interieurs hat er mit gleicher Meisterschaft behandelt und seine Staffagen bewahren ihn auch als Figurenmaler, wenn auch meistens nur in kleinem Maßstabe. Manchmal hat er sich auch in bewußten und gewollten Anklängen an alte Meister versucht, in Mondscheiden und Canalbildern, die an van der Meer, in Eichenlandschaften und Wasserfällen, die an Ruissdael erinnern. Auch mit der Radirnadel hat er Manches, wenn auch nicht sehr bedeutendes geleistet, und es existiren einige lithographirte Blätter von seiner Hand, die mit einer merkwürdigen Bravour behandelt sind. Als scharfer Charakteristiker und voll von Witz und Humor hat er sich in jüngeren Jahren vielfach durch Caricaturen gefürchtet gemacht, die von der einschneidendsten Schärfe und Komik waren.

Oswald Achenbach ist der Schüler seines älteren Bruders, verfolgt jedoch eine andere Richtung. Wenn Andreas vor Allem das Charakteristische in der Natur aufsucht und erfährt, so sucht Oswald das Anmutige und fremdartig Interessante, er ist vor Allem ein glänzender Colorist. Oswald Achenbach ist 1827 in Düsseldorf geboren und machte seine ersten Studien von 1839—41 auf der Akademie. Früh aber wandte er sich unter der Leitung seines Bruders an die Natur, machte Studien im bayerischen Gebirge und in der Schweiz, war 1845 in Oberitalien und wiederum 1850—51 im südlichen Italien, wohin er auch später wiederholte Studienreisen gemacht hat. Gleich anfangs außerordentlich productiv hat er seine eigenthümliche Kunstweise doch erst später entwickelt und zwar in sehr selbständiger Weise, auf welche vielleicht nur die neuere französische Kunst einigen Einfluß gehabt hat. Wie sein Bruder ist auch er ein außerordentlicher Virtuose in Farbe und Behandlung und liebt es, diese Virtuosität in der Darstellung schwieriger und ungewöhnlicher Farben- und Lichterscheinungen zur Geltung zu bringen. Aber nicht nur dadurch sind seine Bilder interessant, sondern auch durch die originelle Auffassung der Gegenstände, die Wahl der Motive. Er nähert sich darin den modernen Realisten, und seine Bilder sind vedutenartig, aber immer voll Anmuth und Schönheit. Mit dem vollkommensten Verständniß der farbigen Effecte weiß er durch starke Gegenätze und große Massen zu wirken und seinen Bildern sogar bei ganz decorativer Behandlung den Schein detaillirter Ausführung zu geben. Auch er ist sehr vielseitig und behandelt mit gleicher Geschicklichkeit Wald und Feld, Berg und Meer sowie die malerische Architektur italienischer Städte. Auch seine häufig sehr reiche Staffage behandelt er mit wunderbarer Virtuosität, welche überhaupt in seinen Werken vorherrscht. Diese und die prachtvolle Farbe seiner Bilder haben ihm vor allen deutschen Malern die Gunst der französischen Kritik erworben; er hat auf pariser Ausstellungen die größten Auszeichnungen erlangt. Manchmal etwas gewagt und absonderlich in seinen Motiven, bleibt er doch immer geschmackvoll und weiß seine Darstellung auch bei den ungewöhnlichsten Effecten stets überzeugend zu machen.

Beide Brüder haben verdienstermaßen die schönsten künstlerischen Auszeichnungen erlangt und erfreuen sich des erwünschtesten Erfolges. Oswald Achenbach hat einige Jahre lang die Professur der Landschaftsmalerei an der Düsseldorfer Akademie bekleidet, dieses Amt jedoch später wieder aufgegeben; seine virtuose Richtung dürfte ihn zum Lehrer nicht gerade geeignet machen, auch hat er keine namhaften Schüler erzogen. In gemeinsamen Angelegenheiten der Düsseldorfer Künstlergesellschaft standen beide Achenbach immer zur liberalen Partei, in geselliger Beziehung sind beide bei allen Kunstgenossen sehr beliebt und in hohem Ansehen; bei den Festen des Künstlervereins „Malkasten“ hat Oswald sich vielfach auch literarisch und musikalisch hervorgethan. Unter den Landschaftern der Gegenwart, so tüchtige Meister sich auch darunter finden, dürften beide Brüder ihres Gleichen nicht finden.

Annehmen und Abweisen.

Von O. Frhr. von Reinsberg-Düringsfeld.

Bei allen Völkern, wo die Frauen nicht als Handelsartikel angesehen werden, oder die Töchter willenlos dem Befehl der Eltern Folge leisten müssen, ist es das Recht der Mädchen, Bewerber um ihre Hand nach eigener Wahl anzunehmen oder zurückzuweisen.

Nun heißt es zwar auf Island:

„Nein ist der Mädchen Ja“;

in England:

„Die Mädchen sagen Nein und nehmen“,

und in der Schweiz sogar:

„Drei Mal abge schlagen ist erst recht zuge sagt“;

indessen lehrt die Erfahrung uns doch täglich, daß nicht jeder Freier so glücklich ist, das Ziel seiner Wünsche zu erreichen; daß es viele Mädchen gibt, von denen das Volk behauptet:

„Sie haben Flederwische feil“, weil sie nach allen Seiten hin Körbe austheilen, und daß selbst wiederholte Heirathsanträge das Schicksal haben, abgelehnt zu werden.

Da aber eine abschlägige Antwort, auch wenn sie ohne kränkende Aeußerungen erfolgt, nicht immer mit solchem Gleichmuth hingenommen wird, wie bei den Altenburger Bauern oder von den Werbern der Kosaken, welche, um ihren Auftrag zu erfüllen, mit ihrem Brod und Salz sofort in eine andere Hütte wandern, wo heirathsfähige Töchter sind, so hat sich in den meisten Ländern eine Art Ceremoniell gebildet, das einem Freier den Verdruß erspart, seinen Antrag in aller Form zurückgewiesen zu sehen.

Die Spanierin weiß schon durch Deffnen oder Schließen ihres Fächers anzudeuten, ob ihr die Huldigung eines jungen Mannes genehm ist oder nicht; die Orientalin gibt durch Blumen ihren Willen zu erkennen, und auf Kügen dient die Schürze, die vor der Thür hängt, als Meinungs Ausdruck des im Hause wohnenden heirathsfähigen Mädchens.

Freilich, wenn der Thüringer Burche auf dem Heimweg von einer „Kirmse“, einem „Pfungstanz“ oder einem Jahrmarkt das Mädchen kurz und bündig fragt: „Willst Du mich? Ich will Dich heirathen“ oder wenn in Pesarò der junge Italiener im Stalle, während er aus dem Strohhäufen einen Halm zieht und damit tändelt, zum Mädchen spricht: „A vlet donea to' marit? V' piacia la mi' persona?“ (Wollt Ihr also einen Mann nehmen? Würde Euch meine Person gefallen?) oder V' piacia chesa nostra? (Würde Euch unser Haus gefallen?), so kann die Angeredete bloß „Ja“ oder „Nein“ antworten. Zum Glück für den Freier erwiedert die Italienerin gewöhnlich: „Magara fussa!“ (Wollt, es wäre!) oder: „Santit mal bab o malla mama!“ (Hört meinen Vater oder meine Mutter!) und die Thüringerin sagt fast immer „Ja“, so daß ihr Liebhaber freudig ausrufen kann: „Nun so woll'n wir in Zukunft mit einander gehn.“

Auch der holländische Bauer in Noordwijk und den umliegenden Dörfern hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn er seine indiscrete Frage: „hebt gij al een aventuurte gehad?“ (habt Ihr schon ein Abenteuerchen, das heißt einen Freier gehabt?) die er an den Gegenstand seiner Gedanken persönlich richtet, ehe er sich bewirbt, nicht selten bejahen hört, und muß sich dann mit dem schwäbischen Sprichwort trösten:

„Eine andere Mutter hat auch ein hübsches Töchterlein.“

Die junge Schlesierin aus der Gegend von Rösniß antwortet auf das Befragen ihres Vaters, ob sie des H. N. christliche Ehefrau werden will, in Gegenwart des „Freymanns“ diplomatisch: „Was Vater und Mutter wollen, das will ich auch“, und das Kosakenmädchen stellt sich bei der Ankunft der „Starosten“ oder Werber, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, alsbald an den Ofen, hält sich verschämt mit einer Hand die Augen zu, während sie mit der andern den Lehm vom Ofen kratzt und schweigt.

Wird es jedoch vom Vater genöthigt, sich zu entscheiden, so erklärt es entweder: „Ich liebe ihn und will ihn heirathen“, oder: „Ihr mögt mir den Kopf abreißen, ich heirathe ihn nicht.“ In der Regel zieht es indessen statt der letzteren Antwort vor, von ihrem Platz hinter dem Ofen her den Starosten schweigend eine ungeheure Wassermelone hinzureichen, und die Werber wissen, woran sie sind. Denn die Melone hat dieselbe Bedeutung, wie früher in Polen und in Littauen noch jetzt der Erbsenkrantz, den man einem Liebhaber gibt, dessen Bewerbung man nicht annehmen will.

In Deutschland war es im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert Sitte, in solchem Fall einen Korb ohne Boden zu schicken oder zu geben, woher noch jetzt die bekannte Redensart herrührt: „einen Korb geben“ oder „bekommen“, „Körbe austheilen“, die wir auch in Schweden (frä korjen, den Korb bekommen), in Dänemark (faae Kurven) und in Böhmen (rosem obdyti, mit einem Korb abweisen, oder skrze roš propadnouti, durch den Korb fallen) finden. Die letzte Formel führt uns noch näher auf den Ursprung dieses Korbes. Anfänglich war es nämlich der Korb, in welchem ein Liebender des Nachts zum Fenster des Mädchens, mit dem er ein paar Stunden plaudern wollte, hinausgezogen wurde, und der im Fall der Ungnade der Geliebten entweder plötzlich aus einer gewissen Höhe herabfiel, ohne das Fenster erreicht zu haben, oder einen so leichten Boden hatte, daß der darin Befindliche durchbrechen mußte. Da dies nicht immer ohne äußere Verletzungen des Körpers abließ, haben die Niederländer statt unseres Korbgabens die Redensart: „eene blaauwe scheen loopen“, ein blaues Schienbein bekommen, und auch im Holsteinischen fragt man, wenn von einem abgewiesenen Freier die Rede ist: „Sünd em de Scheenen ok blau?“ Sind ihm die Schienbeine auch blau?

Um aber die Folgen dieses graufamen Spieles zu vermeiden, schickte man in weniger rohen Zeiten dem unglücklichen Liebhaber schon vorher einen Korb, noch ehe er den Versuch machte, sich zum Fenster hinauszuziehen zu lassen, und so ist es gekommen, daß sich die eigentliche Bedeutung des Korbes im Volk allmählig verloren hat, obgleich noch einige Volksfritten daran erinnern.

So muß z. B. in der Gifel noch heutiges Tages ein Liebhaber, der sein Mädchen sitzen läßt, oder ein Mädchen, das einem Burchen untreu wird, durch einen alten Korb ohne Boden kriechen, und in der Oberpfalz wird dem verlassenen Theile zum Spott ein „Korb gesteckt“, das heißt ein Korb mit einer Strohsigur darin irgendwo vor dem Hause befestigt.

In einigen niederdeutschen Gegenden wird Kipe für Korb gebraucht, so daß man z. B. sagt: „Matz heft de Kipe krogen“, anstatt: Matz hat den Korb gekriegt, und in Tirol pflegt man zu sprechen: „durch d'reuter fallen“ oder „werfen“, durch das Sieb fallen oder werfen, um anzudeuten, daß ein Freier nicht angenommen worden sei.

Die Dänen haben dafür auch die Redensart: „einen Hornköffel (Hornskee) kriegen“ oder „geben“; die Bewohner von Uppland, Vermland und Dalarna in Schweden wenden in demselben Sinn die Worte an:

„ein Kalbsfell kriegen“ oder „geben“, und in Nordschleswig heißt es von dem Liebhaber, mit welchem ein Mädchen gebrochen hat: „han skred af e Skydsel“, (er schritt vom Brodschieber, das heißt vom Brett, mit dem man das Brod in den Ofen schiebt).

Noch schlimmere Bedeutung hat es, wenn man in Wallonisch-Belgien hört:

„Elle li donne si chet po compter les poiches“ (sie

gibt ihm ihre Käse, um die Haare zu zählen), weil dies nicht nur für einen vollständigen Abschied, sondern sogar für einen Schimpf gilt, und hoffnungslos entlassen ist im Departement des Hauts-Alpes ein Bewerber, dem seine Herzensdame das nicht angezündete Ende eines Feuerbrandes zudreht.

Ueberhaupt spielen die Feuerbrände im Kamin eine so große Rolle in der mystischen Zeichensprache der französischen Mädchen, daß es sprichwörtlich heißt:

„Les tisons relevés chassent les galants“ (die aufgerichteten Brände vertreiben die Liebhaber).

Will nämlich eine junge Französin einen unwillkommenen Freier los werden, so bestellt sie ihn zu sich, richtet die Feuerbrände im Kamin in die Höhe und läßt davon, ohne sich zu zeigen, und dieser Brauch findet nach dem Hochzeitsbuche, dem wir die meisten dieser Notizen entnommen haben, nicht nur in und bei Marseille, sondern auch zu Nogaunt-Artaud in der Brie champenoise, zu St.-Jean de Maurienne und besonders in der Bretagne Statt, wo der Aberglaube herrscht, daß man die Herzen verhindern könne, durch den Schornstein herabzufahren, wenn man das Holz auf dem Herde aufrecht stelle.

Da man nun das Eindringen eines unangenehmen Bewerbers in das Haus als etwas Feindliches betrachtet und abzuwehren sucht, so erscheint bei der Ankunft eines solchen das Mädchen in der Küche und stellt, ohne ein Wort zu sprechen, auf dem Herde lange Holzstücke aufrecht.

Wenn daher in der Bretagne oder in Signe bei Marseille ein Liebhaber eingestehen muß: „Sie haben mir das Scheit aufgerichtet“, so will das ebensoviele bedeuten, wie wenn man bei Gap in den Hauts-Alpes von ihm sagt: „Er hat den Hafer bekommen“ oder in den Landes mit den Worten auf ihn zeigt:

„Das ist ein Ruffreier!“

Die erstere Redensart bezieht sich auf den Brauch, daß die Mädchen einem Freier, der ihnen nicht zulagt, bei Gap einige Haferkörner, bei Valdajot in den Vogesen etwas heiße Asche in die Tasche schieben; die letztere Beziehung rührt von der Sitte her, sich in den Landes der Mäße als Symbols der Nichtannahme zu bedienen.

Will z. B. in den Landes ein Burche um ein Mädchen anhalten, so schickt er entweder seine Abgesandte zu den Eltern desselben, oder begibt sich ohne Weiteres selbst in das Haus seiner Auserwählten.

Erscheinen nun seine Abgesandte, so werden sie zu einem Mahl genöthigt, an dem bloß die Männer Theil nehmen und bei welchem das Mädchen, um das geworben wird, bedient. Schenkt dasselbe, sobald man sich zu Tisch gesetzt, Wein ein, so gilt dies für ein Zeichen der Zustimmung; trägt es aber unter anderen Dingen eine Schüssel mit Nüssen auf, so ist der Antrag abgewiesen.

Geht der Freier selbst, so läßt er sich von zwei Freunden begleiten, deren jeder einen Krug mit Wein trägt, und wagt mitten in der Nacht die Familie seiner Angebeteten auf. Ohne über die Störung verwundert oder unwillig zu sein, stehen die Hausgenossen auf, kleiden sich an und setzen sich mit den Gästen zu einem Mahle von Speckierfuchen und eruchades oder Kuchen von Hirsemehl in zerlassenen Speck gebaden nieder. Man spricht von Allem, nur nicht von der Heirath, leert die beiden Krüge und sucht das Mahl bis zum Tagesanbruch hinzuziehen, wo dann das Mädchen aufsteht, um den Nachtsch zu holen und durch das Bringen oder Nichtbringen der verhängnißvollen Schüssel mit Nüssen seinen Willen kund zu thun.

Im Berry erhält der Freier, welcher sein Vorhaben aufgeben soll, bei dem Vesperbrot, das er allenthalben bekommt, Eier, im Bourbonnais einen Eierfuchen, und in der Bretagne kann der Schneider, welcher den bazvalan oder Vermittler macht, nur wieder geben, ohne erst die Schätze seiner Bereitschaft auszubreiten, wenn die Herrin des Hauses ihm den Rücken dreht, und mit den Fingern eine crêpe ans Feuer hält.

Ebenso kann in Schellroda in Thüringen ein Burche, der bei den Eltern um die Tochter freien will, sich seine Frage ersparen, wenn man ihm bald Wurst vorsezt, und in Lief-land bringt man in solchem Fall ein mit Blut bräunlich und sauergekochtes Ragout von gewöhnlichem Fleisch auf den Tisch.

An den Höfen der polnischen Edelleute legte man früher dem Brautwerber einen Kapann hin, den er in der Luft zertheilen sollte, um, je nachdem er es konnte, einer bejahenden oder verneinenden Antwort zu gewärtigen. War man ihm daher günstig, so fand er den Kapann bereits zer schnitten und künstlich zusammengebunden; war er aber unwillkommen, so gab man ihm ein stumpfes Messer und statt des mürben Kapanns einen alten zähen Hahn oder setze ihm, wenn man ihm die unnütze Mühe ersparen wollte, bei Tische eine Gans in schwarzer Sauce vor, um ihm keinen Zweifel über die Abweisung seines Antrags zu lassen.

Dagegen ist im Groningerlande bei der Mahlzeit, die am Tage der Entscheidung gegeben wird, ein Schinken von der günstigsten Vorbedeutung, und in Bayern führt der zerrißte Eierfuchen, den bei gegenseitiger Verständigung das Mädchen für den Freier bereit hält, sogar den Namen „Za-Schmarren“.

Im Münsterlande, namentlich in der Niedergraffschaft Bentheim, dient der sogenannte Striethaft als Antwort, indem die Speckscheibe, die man zum Buchweizenpannkuchen für den Freier nimmt, im Fall der Annahme ganz gelassen, zum Zeichen der Abweisung aber franzenartig eingekerbt wird.

Auch bei Gap kann der Bewerber aus der Art, wie das Mädchen den Brei, der aufgetragen wird, mit mehr oder weniger geriebenem Käse versieht, unfehlbar den Schluß ziehen, ob er mehr oder minder gefällt, und in der Bretagne ist der Bettler, welcher in manchen Gegenden mit der Werbung betraut wird, sicher, daß dieselbe dem Mädchen um so angenehmer ist, je fetteren Speck es ihm bei dem Mahl aus Eider, Brot, Speck und Butter vorsezt, zu dem es ihn sogleich lächelnd einladet, wenn er ins Haus tritt.

Ueberhaupt ist ein freunbliches Bewirthen der Werber nicht bloß in der Bretagne, sondern auch in Littauen, Ungarn und einigen Orten Istriens das Zeichen günstiger Aufnahme

*) Hochzeitsbuch. Brauch und Glaube der Hochzeit bei den christlichen Völkern Europa's. Von J. v. Düringsfeld und O. Frhr. v. Reinsberg-Düringsfeld. Leipzig.

des Antrags, wenn es auch nicht immer schon beim ersten Besuche Statt findet.

Im Gómörer Comitát, wo der Vater des Burischen sich mit zwei vertrauten Männern in das Elternhaus des Mädchens versetzt, das er für seinen Sohn ausgewählt hat, pflegt allerdings der Hausherr, wenn ihm die Werbung ansteht, den Gästen sogleich Branntwein zu reichen, aber in Littanen ist der „Freiesmann“ sehr zufrieden, wenn er beim ersten Besuch zum Sitzen eingeladen, und ihm beim zweiten bereits Essen und Trinken angeboten wird, und in Persi in Istrien sieht es der junge Mann, der am letzten Sonntag vor Weihnachten zu den Eltern des Mädchens geht, das er zu freien gebietet, und dort zum Nachtmahl bleibt, ohne dazu aufgefordert zu werden, sogar als Glück an, wenn ihm gestattet wird, am nächsten Sonntag wiederzukommen und Alles mitbringen zu dürfen, was zu einem Schmause mit der Familie nötig ist.

Ebenso gilt es bei den Morlachen für ein Zeichen der Zustimmung, wenn die Jungfrau das Glas Wein annimmt, das ihr bei dem zweiten Besuche der Werber oder prosci der erste prosac nach dem Abendessen anbietet, und in der heftigen Provinz Starzenburg ist der Wunsch des Burischen gewährt, wenn die Flasche Wein oder Apfelwein, die er acht Tage vor der Kirmes gegen Abend ins Haus des Mädchens trägt und mit der Erklärung, er habe sich die Liese oder Grete zum Kirchweihnädchen auserkoren, auf den Tisch stellt, nicht zurückgewiesen wird.

Die Bewerber einer Tirolerin aus dem Passerthale kommen, wenn Mädchen und Burische gemeinsam von einem Kreuzgang oder Markte aus Meran heimkehren, in Saltans auf der Hälfte des Weges mit Wein und Kaffee an, und der, von dessen Hand die Schöne diese Erfrischungen annimmt, darf als glücklicher Erwählter triumphieren.

Dieselbe Weise der Liebeserklärung durch das „Bringen“ eines Glases ist auch im Zillertthale üblich, nur daß der „Bescheidtrunk“ dort nicht aus Wein, sondern aus Branntwein besteht, und in der Oberpfalz führt der Burische die Jungfrau, die ihm gefällt, nach dem Tanze an seinen Tisch, setzt sich neben sie und stellt ihr Bier und Semmeln hin, die er ihr vorbrückt. Ist und trinkt sie, darf der Freier an den „Leihstau“ denken.

Die junge Slawonierin muß vor Aller Augen die von den Werbern mitgebrachte Flasche Wein oder Branntwein aufmachen und später ein rothes oder blaues Tuch mit gleichfarbigen Franzen und Quasten daran binden, soll der Freier ihres Jaworts sicher sein, und in den Dummeländen wird bei dem dritten Besuche, den der Freier mit seinem meeksmann oder Macher im Haus des Mädchens abstattet, im Fall der Annahme die Kaffeekanne mit Grün verziert, ein Band an den Stock gebunden, den Jeder von ihnen trägt, und wohl auch dem Pferde vor der „chais“, in welcher Beide gekommen sind, Mähne und Schwanz durchflochten.

Bei den Kleinrussen und Polen genügt es, um über die Geneigtheit des Mädchens im Klaren zu sein, wenn es reich das Gläschen holt, um das der Werber bittet. Thut aber auf den Befehl des Vaters, ein Glas zu holen, die Tochter, als ob sie lange suchen müsse und keines finden könnte, so gilt dies als abschlägige Antwort.

Noch deutlicher wird diese an vielen Orten durch die Nichtannahme der Geschenke eines Freiers angezeigt. So pflegt z. B. die junge Lappin die Renntierzungen und anderen Fleischdelicatessen, welche ihr der Freier bei der Werbung unter seiner Kleidung mitgebracht, auf die Erde zu werfen, wenn er ihr nicht zusagt, und bei den Finnen erhält der Freier erst das Recht, das Mädchen aufzusuchen, wenn die von ihm mitgenommenen Gaben nicht zurückgegeben werden. Auch in Genua muß das Mädchen als Zeichen der Einwilligung ein Tuch und einen Ring annehmen; in der Gegend von Alba das Tuch behalten, das der junge Burische ihr zuwirft, wenn er in den Stall tritt, und im Jura die arrhes in die Tasche stecken, welche ihm nach dem Abendessen der prétendant in seinem Glase oder auf einem Teller darreicht.

In einigen Dörfern von Nordbrabant erfährt der Jüngling sein Schicksal, indem er seiner Angebeteten einen Pfefferkuchen als hylikmaker oder Eheprocurator sendet und am folgenden Tage in ihr Haus Kaffee trinken geht. Findet er den Pfefferkuchen aufgeschnitten, steht es gut; ist er's nicht, schlecht.

Ganz ähnlich entscheidet zu Streefkerk in Südholland der „Kirmeskuchen“, welchen der junge Bauer dem Mädchen, dessen genauere Bekanntheit er auf der „Kirmes“ gemacht, beim Heimgeleiten zu verschren pflegt. Ist bei dem Besuche, den der Geber binnen vierzehn Tagen abstattet, das Geschenk verzehrt, kann er getrost seines Weges gehen. Bietet ihm aber das Mädchen ein Stück des erhaltenen Kuchens an, so kann er, besonders wenn das Stück aus der Mitte, aus dem Herzen des Kuchens, geschnitten ist, des Jaworts gewärtig sein.

(Schluß folgt.)

Eine Stunde bei Eugène Scribe.

Von Wilhelm Goldbaum.

Nicht in meinem, sondern im Namen eines der deutschen Frauenwelt sehr ans Herz gewachsenen Poeten, Gustav's zu Putzig, lade ich dich, verehrte Leserin, ein, auf ein Weildchen in die Arbeitsstube des berühmten französischen Comödien-dichters Eugène Scribe einzutreten.

Mit welchem Rechte ich das thue? .. Je nun, ich bin ein Verehrer Gustav's zu Putzig. Ich lernte ihn zuerst mitten im düstigen, geheimnißvollen Waldesdunkel kennen, als er eben dessen intimste Mytherien erlaucht und mit liebenswür-diger Indiscretion vor aller Welt ausgeplaudert hatte. Damals drückte ich ihm im Geiste dankbar die Hand, horchte immer wieder auf das, „was sich der Wald erzählt“, und nahm mir vor, den Laischer nicht mehr aus den Augen zu lassen, weil er gar so niedliche Märchen und Geschichten zu erzählen wußte. Allein es wahrte nicht lange, da war dem Poeten der Wald zu simpel geworden, und er strebte höher hinaus. Nach dem Theater lenkte sein Sinn, wo alltäglich heiße Schlachten geschlagen, Triumphe gefeiert und Nieder-lagen erlitten werden. Bald hieß es, seine Stücke seien auf

den Bühnen im Nord und Süd des Vaterlandes sehr will-kommen geheißen worden, und ganz lebhaft entsinne ich mich, wie beifällig sein patriotisches Schauspiel „Das Testament des großen Kurfürsten“ in Wien und Berlin, in Breslau und Köln von Kritik und Publicum begrüßt wurde. Ein gewisses Mißbehagen empfand ich gleichwohl, als ich vernahm, daß Putzig unterdessen Theater-Intendant geworden. Das ist in Deutschland ein gar beschwerlicher und ein dornenvoller Posten, und die Wenigsten sind so glücklich wie Heinrich Laube, sich unter seiner Last heil im Gemüthe und frisch im Schaffen zu erhalten. Eduard Devrient hat die Ehre, der Hofbühne in Karlsruhe vorzustehen, mit seiner Gesundheit bezahlet, und Franz Dingeldey's literarischer Ruhm wird langsam aufge-zehrt von der schwülen Gluth des Wiener Lampenlichtes.

Das waren gute Gründe zur Besorgniß um den Poeten Gustav Putzig, und sie wurden nur zum Theile widerlegt durch die prächtigen Novellen, welche unter seinem Namen in die Boudoirs und Salons der feinen Welt sich einführen. Ein Zeichen waren sie immerhin, daß der Dichter nicht böllig von dem närrischen Flitterglanze des Coullissenlebens ab-jorbt worden. Seine alten Verehrer aber wollten mehr erfahren; sie wünschten es von ihm selbst zu hören, daß er in-mitteln des Bühnenlebens sein Schaffen unverfehrt bewahrt habe. Und er that ihnen ihren Wunsch, indem er seine „Theater-Erinnerungen“ (2 Bände, Verlag von Gebrüder Pötel, Berlin 1874) der Deffentlichkeit übergab.

Für mich, der ich in manchem Jahre fruchtloser Recen-sentenarbeit die Coullissen meiden gelernt habe, sind Putzig's Erinnerungen gleichwohl von fesselndem Interesse gewesen, weil sie beweisen, wie eine tüchtig angelegte Natur selbst über den heißen Boden der Bretterwelt schreiten kann, ohne Schade zu nehmen. Und wenn ich heute anstatt des Dichters mich als Cicerone anbiete, um eins seiner Erlebnisse im Verein mit jenen Lesern und Leserrinnen des Bazar, welchen sein Buch nicht zur Hand kommen sollte, in treuer Anem-pfung durchzumachen, so hoffe ich, daß mir dies weder als Mißbrauch, noch als Annäherung ausgelegt werden wird. Denn ich meine, daß die beste Art, den Schriftsteller größe-ren Kreisen zugänglich zu machen, in diesem Verfahren liegt, und daß Putzig selbst sicherlich nichts dawider haben wird, wenn ich, in ihn mich hineinbeugend, bei Eugène Scribe nach vorhergegangener Anmeldung eintrete.

Der mittelgroße Mann mit dem feinen Gesichte und den dunkeln Augen prüft mich nicht lange, denn er hat mich bereits gesehen, als ich vor etlichen Tagen mit einer Visiten-karte Meyerbeer's bei ihm war, um durch seine Vermittlung ein Eintrittsbillet ins Theatre Gymnase zu erlangen. Ich schaue ihm mit einiger Verwunderung ins Antlitz; der Ernst seiner Redeweise und die Gemessenheit seiner Bewegungen stimmen keineswegs zu dem Hilde, welches ich mir von dem Classifier der Conversationscomödie entworfen. Der Autor des „Glas Wasser“, der „Erzählungen der Königin von Na-varra“, des „Frauentamp“ müßte, meine ich, sprudeln von Leben, Wit und Causerie; und nun habe ich einen kleinen, saubern Redanten vor mir, der nicht den leisesten Anflug zu einer attischen Wendung macht. Wobon wir mit einander reden? Selbstverständlich vom Theater. Seine „Contes de la reine de Navarre“ sind eben mit glänzendem Erfolge über die Bühne des Gymnase gegangen .. das gibt eine treffliche Anknüpfung.

„Meinen Sie,“ fragt er, „daß meine „Contes“ in Deutsch-land eben so reüssiren werden, als es mein „Verre d'eau“ gethan?“

„Gewiß! Zumal der zweite Act, in welchem Franz der Erste den Bitten seiner Schwester folgt und, indem er mit ihr antritt, vom selbstgewählten Hungertode errettet wird, dürfte das deutsche Publicum aufs tiefste rühren.“

„Der zweite Act?“ fragt Scribe ernst und beinahe stam-melnd. Und nach einer kurzen Pause fügt er hinzu: „Der zweite Act ist nicht mein Eigenthum, er gehört meinem Mit-arbeiter Legouvé.“

Ich beiße mir verlegen auf die Zunge, und, um meine Unvorsichtigkeit zu repariren, entwickele ich vor ihm in ra-pidem Redefluß eine Kenntniß seiner Stücke, die ihn frappirt.

„So kennen Sie unsere Literatur!“ ruft er mit naivem Erstaunen. „Wie beneide ich Euch Deutsche! Wir, ich we-nigstens weiß fast Nichts von den Werken der ausländischen Dichtung.“

„Sie haben ja aber Goethe's Geschwister für die franzö-si'sche Bühne bearbeitet!“

Eine tiefe Röthe überzog Scribe's Gesicht. „Nein, nein,“ bringt er endlich hervor, „auch diese Arbeit hat einer meiner Compagnons für mich besorgt. Er übersezte das Stück und verlaugte sodann mein Urtheil. Ich war nicht zufrieden, kaufte ihm seine Uebersetzung ab und arbeitete sie um. Voilà tout! Ich weiß nicht, ob ich Ihrem Goethe Unrecht gethan habe; für die französische Bühne aber wurde das Stück nur so möglich, wie ich es einrichtete.“

„Wie bekommen Sie es aber nur fertig,“ forschte ich wei-ter, „zu Zweien oder gar Dreien an dem nämlichen Stücke zusammen zu arbeiten?“

„Das ist sehr einfach, zumal bei kleinen Vaudevilles. Für gewöhnlich besorge ich den Aufbau, die „charpente“, nachdem mir ein Anderer seine Idee nahegelegt hat. Die Ausarbeitung der einzelnen Scenen übernimmt dann Jeder, wie es ihm behagt. Dann werden dieselben wie einzelne Bausteine in gemeinsamer Arbeit aneinander gefügt, hier eine Wendung, welche im Wege steht, gestrichen, dort ein Einfall, welcher sich gut einordnet, hinzugefügt. Schließlich kommt der dritte Maschinist mit den Couplets, welche direct an ihren Platz besorgt werden.“

„Und bei größeren Stücken?“

„Das ist schwer. Da muß der Entwurf im Vorhinein bis in seine kleinsten Details besprochen und festgestellt werden, und dennoch ergibt dann die Ausführung so unvereinbare Widersprüche, daß oft der ganze Plan bei Seite geworfen werden muß.“

Ich lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit. Die Sache war denn doch zu pikant, als daß sie mich nicht böllig hätte in Anspruch nehmen sollen.

„Sehen Sie, mein Herr! mit den „Contes“ ist es mir so ergangen. Ich schrieb den ersten Act graciös, leicht, besitz-gelt. Nun kam Legouvé mit dem zweiten Acte, den er ernst, fast tragisch gefärbt hatte. Ich ließ mir's gefallen, weil es in meiner Hand lag, im dritten und vierten Acte dennoch

den heitern Gesamtcharakter zu retten. Da aber bringt Le-gouvé den fünften Act, und — wie denken Sie, daß das Stück abschließt? Tragisch, sage ich Ihnen, ganz wider die Verabredung! Ich protestire; er aber besteht auf seinem Schlusse. Was thun? Ich schreibe ebenfalls einen fünften Act und lege ihn, mit Legouvé's Genehmigung, den Schau-spielern vor, welche ihn denn auch mit Verwerfung des Le-gouvé'schen fast einstimmig acceptirten.“

„Und war Legouvé nicht verstimmt?“ warf ich schüchtern ein.

„O nein! er unterzog sich sogar noch im Interesse des Ganzen einer leichten Umarbeitung seines zweiten Actes.“

Die Procebur, von welcher Scribe mit gewinnender Of-fenherzigkeit erzählte, war mir im Allgemeinen nicht eben neu; insbesondere war mir der Beispiele eine Fülle bekannt, daß französische Gelehrte auf Uebersetzungen deutscher oder anderer Schriftwerke, welche von dritten Personen herrührten, ihre klangvollen Namen gesetzt hatten. So war Cousin zum Leberfeger Plato's, Philarete Gasles zu demjenigen Jean Paul's geworden. Auch von Legouvé's Mitarbeiterchaft an den Comödien Scribe's war eigentlich nie ein Hehl gemacht worden; der kleine bewegliche Akademiker galt sogar für un-gleich geistvoller, als sein Compagnon, der Firmenträger. Mir schwebte eine andere Frage auf den Lippen. Die Haupt-rolle der „Contes“, welche zu den schwierigsten Partien des Conversationsrepertoires gehört, hatte bei der Premiere eine Debutantin, die wunder schöne, achtzehnjährige Madeleine Brohan — sie ist später ein leuchtender Stern am Pariser Theaterhimmel geworden — mit Zustimmung der Dichter auf ihre zarten Schultern genommen.

„Wie konnten Sie es wagen,“ begann ich nach einer Weile, „einer Debutantin das Geschick Ihres Stückes anzuvertrauen?“

Scribe lächelte. „Wenn Sie es nicht wüßten, daß Ma-deleine eine Debutantin ist, hätten Sie es ihrem Spiele an-gemerkt?“

„Nein, gewiß nicht!“

„Nun, wir haben auch die Rolle direct für sie geschrie-ben. Es war ein Wagemüß, aber kein großes, denn wir kannten ihr Talent vom Conservatoire her und durften ein wenig auch auf ihre Schönheit bauen.“

„Wen hatte sie zum Lehrer?“

„Samson. Als er sie zur ersten Probe brachte, war sie mit der Rolle dermaßen fertig, daß nicht ein Accent fehlte. Weitere vierzig Proben thaten das Ihrige.“

Belehrt ging ich von dem freundlichen Dichter fort. Ich hatte nun den Schlüssel zu dem Räthsel, warum das franzö-si'sche Ensemble noch immer unerreich ist. Welcher deutsche Autor hätte vierzig Proben seines Stückes beigewohnt, ehe dasselbe zur Aufführung gelangte!

Und hier, meine Leserin, tritt wiederum der über die-sem Aufsatze Gezeichnete in seine Rechte ein und führt den Faden, welchen er bisher, frei nach Putzig, an- und fortge-sponnen hat, noch ein Weildchen auf eigene Hand weiter.

Gustav zu Putzig wurde viele Jahre nach jener Begeg-nung mit Scribe Intendant des Hoftheaters zu Schwerin. Ich habe Künstler und Künstlerinnen gesehen, welche unter seiner Leitung auf der Bühne stehen, gehen und sprechen ge-lernt hatten; sie waren vortreffliche Mimen geworden. Vier Jahre hielt es der Dichter des düstigen Märchenepos „Was sich der Wald erzählt“ in Mecklenburg aus, als Nachfolger Flotow's und, wenn ich nicht irre, als Vorgänger Wolzogen's. Dann kam er an den Berliner Hof, an welchem er die Pa-laisvorstellungen arrangirte und den künstlerischen Passionen des preussischen Königshauses die Richtung gab.

Man muß ihm das Zeugniß geben, daß er gewissenhaft und feinfühlig seines schweren Amtes waltete, und die Aus-zeichnung, welche ihm neuerdings durch die Berufung zum Hoftheater-Intendanten nach Karlsruhe zu Theil geworden, werden ihm auch seine Gegner nicht als unverdiente mißgön-nen wollen.

Wie viel seine Lernbegierde und die Begegnungen mit den hervorragenden Bühnendichtern des In- und Auslandes an seinem Streben und Vollbringen Theil haben, davon ge-ben seine „Theater-Erinnerungen“ die richtige Vorstellung. Heute mit Scribe und Dumas, morgen mit Halm und Laube, dann wieder mit der Crelinger und Frieb-Blumauer, mit Julie Rettich und Annelie Haizinger die Wechselfälle und Schrecken des Bühnenerfolges durchsprechen und erforschen: das macht den Theaterdichter wie den Theaterleiter firm und schlagfertig.

Scribe ist todt. Die Geschwister Brohan entzücken nicht mehr, wie ehemals, das Pariser Publicum. Legouvé hat erst vor wenigen Wochen in einer Sitzung der französischen Aka-demie den vierzig alten Knaben eine köstliche Familienepisode seiner literarischen Provenienz, mit dem Titel: „A la cause d'une dot“ vorgelesen. Gustav zu Putzig hatte mittlerweile ebenfalls schon das Theater satt bekommen und war auf zwei Jahre grollend unter die Novellisten und Feuilletonisten ge-gangen. Aber das Lampenlicht übt seinen geheimnißvollen Zauber auf Alle, welche einmal darin gewandelt sind. Und so ist auch Putzig wieder zu ihm zurückgekehrt, halb bereuend, daß er ihm jemals untreu werden konnte. Der Verkehr mit der Bühne erzeugt in dem Autor zumeist ein prononcirtes Selbstbewußtsein. Als der „Fechter von Ravenna“ unter den Lampen erschien und seiner Zeit den großen Zank um die Identität seines anonymen Autors erweckte, da sagte der alte Grillparzer lächelnd: „Das Stück können in Deutschland nur Zwei gemacht haben: Halm oder ich. Ich habe es nicht ge-macht, folglich ist Halm sein Verfasser.“ Und Halm wiederum sagte zu Putzig, als dieser, noch ein Anfänger, an seiner dramatischen Begabung verzweifeln wollte: „Sie müssen ler-nen, lieber Freund, lernen!“ „Von wem?“ fragte Putzig geängstigt. „Von mir,“ entgegnete Halm mit ernster Ruhe.

Ich kann nicht sagen, daß Gustav zu Putzig in seinen „Theater-Erinnerungen“ ein übertriebenes Selbstgefühl ent-falte. Eher noch eine gewisse selbsttäulerische Zaghaftigkeit. Aber diese ist die Bürgschaft seines Ernstes und das Geheim-niß seiner Erfolge. Mögen die letzteren ihm niemals untreu werden!

Der Mantillen-Schnitt.

Erzählung von Franz W. Diegler. *)

„Ich bin doch neugierig, Excellenz,“ sagte ich vor einiger Zeit zu einem alten Diplomaten en retraite, „ja ich bin in der That sehr gespannt, zu erfahren, ob Fürst Bismarck die Vermittelung zwischen den beiden Mächten übernehmen wird, die in einem ernstlichen Conflict zu gerathen in Gefahr sind.“

„Sie scheinen wenig Vertrauen in den Fürsten zu setzen,“ erwiderte der alte Herr, indem er sehr gelassen seine Tabatière zwischen Daumen und Zeigefinger wirbelte.

„Wenig Vertrauen? Entschuldigen Sie, Excellenz, ich verstehe Ihre Voraussetzung in der That nicht.“

„Nun,“ fiel er ein, „ich meine, daß ein so praktischer Diplomat, der öffentlich sagen konnte, daß ein Jahr in Paris besser sei, als zehn vor dem Katheder, ganz unmöglich die von Ihnen supponirte Anflughet begehen kann.“

„Aber es scheint in der That, als ob irgend ein Mißverständnis auf Ihrer Seite, Excellenz, vorwaltet, da Ihre Antworten auf meine unschuldige Frage immer abweisender werden. Sie wissen ja, daß ich mich wissenschaftlich viel mit diplomatischen Studien beschäftigt und mein droit des gens von Hugo Grotius ab bis auf Henry Wheaton gut inne habe; wir sprachen noch neulich über Ancillon's tableau des révolutions, und gerade in diesem Werke sind so viele Beispiele

mentatoren des droit des gens, diese Schreiber ellenlanger Depeschen, die schon Friedrich der Große richtig beurtheilte, wenn er an den Rand einer solchen langen Depesche eines Gesandten schrieb: „Der Kerl schreibt mir ein Loch in den Ellenbogen.“ Ein Diplomat wird als solcher geboren, und wenn ihn dann das Geschick nach Paris wirft, ist Fürst Bismarck's Satz, dessen ich vorhin erwähnte, richtig. Die Hauptsache ist der höhere, ich möchte sagen psychologische Blick in die Welt, das zur Hand haben aus jeder Erfahrung eines an sich reichen Lebens, und vor Allem der Muth bis zur Verwegenheit, wenn die Umstände günstig sind. Oder glauben Sie, daß der Fürst gegen die großen Männer der schwedischen Diplomatie im dreißigjährigen Kriege so hätte auftreten können, wie er heut zu Tage gegen die von mir bezeichneten Männer nicht nur auftreten konnte, sondern auch mußte?“

„Um diese Frage zu beantworten,“ erwiderte ich, „müßte ich eine eingehendere Kenntniß von Personen und Zuständen an maßgebender Stelle haben, als mir zu Gebote steht. Aber Excellenz, was hat dies Alles mit meiner Frage nach der Wahrscheinlichkeit der Vermittelung durch Herrn v. Bismarck zu thun?“

„Sehr viel,“ fiel der alte Herr ein, „Leute der Theorie deduciren immer aus den in Büchern ausgesprochenen Principien, Männer der Praxis construiren aus der scharfen Anschauung der sie umgebenden Thatfachen, und geht ihnen die augenblickliche Zweckmäßigkeit über alle Principien und,“ lachte er, „besonders über Ihr droit des gens. Sie kennen doch den

aus den gewöhnlichsten Erscheinungen des Lebens ziehen und begründen muß. So habe ich meine Ansichten über die Rolle des Vermittlers aus den Verlegenheiten entnommen und für immer festgestellt, die mir ein Mantillen-Schnitt zuzog.“

„Ein Mantillen-Schnitt? Excellenz lieben heute die Ueberzählung, ein Mantillen-Schnitt?“

„Ja wohl! ein Mantillen-Schnitt! Und ich kann noch heute keine Mantille sehen, ohne etwas beschämt und ärgerlich zu werden.“

„Ich bitte, Excellenz, erzählen Sie mir diese Affaire. Sie unterrichten mich vielleicht dadurch, wie der alte Spanier den Grafen Ségur mit Kenntnissen versah.“

„Nun, ich will es thun, obgleich nicht gern, weil damit meinerseits etwas Dummheit und, was noch schlimmer ist, Gutmüthigkeit mitspielt, aber mein Erlebnis ist aus den ersten Zwanzigen meines Daseins, also lange her,“ sagte er seufzend, „und so werde ich wohl über Aerger und Scham hinwegkommen. Zuvor aber, sonst würde mein kurzer Bericht unverständlich sein, noch eine Frage: wissen Sie, was „die Regiments-Damen“ bedeuten?“

„Oh! ich weiß das!“ erwiderte ich, „und wenn Ihre Geschichte etwa innerhalb dieses Kreises spielt, ist ihr Ausgang nicht zu berechnen. Immerhin aber will ich damit nichts Unliebames über diese Damen gesagt haben, und wenn in bürgerlichen Kreisen oft darüber gespöttelt wird, daß Regimente, besonders die, welche fast nur ablige Officiere haben, darauf halten, daß letztere sich auch nur standesgemäß ver-



Sturm bei Neapel.

Nach seinem Gemälde von Prof. Oswald Achenbach.

von Vermittelung und ihren glücklichen Resultaten angegeben, daß ich nicht begreifen kann, weshalb Sie gerade gegen diese Thätigkeit so eingenommen sind.

„Ein klassisches Französisch, das von Ancillon!“ lächelte die Excellenz, „fließend wie ein Silberquell, aber der Inhalt eben so nüchtern. Ich habe noch unter Ancillon gedient und segne diese Art von Diplomaten, weil die Epigonen dieses Mannes und seiner Gattung, welche beim Ausbruche unserer großen Verwicklungen die auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs, Oesterreichs, Sachsens etc. lenkten, es möglich machten, daß die naturwüchsigste Kraft eines Bismarck sie verwirte und von Fehler in Fehler fallen ließ. Ich kenne jene parleurs, faiseurs, diese Com-

diplomatischen Unterricht Einer Stunde, den ein alter spanischer Gesandte in Paris an den Grafen Ségur ertheilte, der ohne alle weitere Vorbereitung als Vertreter Frankreichs nach Petersburg zu gehen berufen war: Er spannte die Karte Europas aus und zeigte an der Dicke und Dünneleibigkeit der Staaten, an der Configuration ihrer Grenzen, welches ihre Politik sein müsse, und als Ségur auf die Allianzen kam, sagte der alte Spanier: ja! aber nie mit Einem, immer mit Zweien. Es ist als wenn man bei Regenwetter unter einem Schirm auf der Straße geht; ein Freund schiebt den Arm unter, gut! Dann muß man nach einem zweiten Freunde sich umsehen, diesen an den noch freien Arm rufen, und so geht man in der Mitte trocken und die Freunde haben die Traufe. Nun,“ lachte die alte Excellenz, „ich denke, daß, wenn wir uns mit Oesterreich und Italien alliren sollten, Bismarck den Schirm tragen und in der Mitte gehen wird.“

„Aber Excellenz,“ unterbrach ich, „Sie kommen noch immer nicht auf meine Frage nach der Vermittelung!“

„Ich bin schon dicht dabei,“ erwiderte der alte Herr. „Sie sehen, daß man diplomatische Geschäfte treibt wie andere, und statt in Wolken Kufksheim zu hausen, seine Entschlüsse

heirathen, so ist ein solcher Spott unberechtigt. Denn die Regiments-Damen ergänzen die Kameradschaft der Männer und, indem sie auch einen esprit de corps entwickeln, wirken sie wohlthätig auf den Anstand ihrer Gatten nicht nur, sondern auch auf das Betragen der Unverheiratheten. Freilich weil sie so fest zusammenhalten, ist es gefährlich mit ihnen in Conflict zu gerathen.“

„Sehr wahr,“ fiel der alte Diplomat ein, „aber haben Sie dies auch praktisch erfahren?“

„Gewiß! Ich hatte einmal gewettet, daß ich, mit verschlossenen Augen an der Thür zum Salon stehend, jedesmal rathen wollte, ob eine alte oder junge Dame passirte, und gewann auch die Wette, was sehr leicht war, da bekanntlich die Jupes der Alten mehr rauschen. Diese Indelicatessie — ich glaube so wurde mein Verbrechen specificirt — fand in den Regimentsdamen ihre Rächer, und wenn ich mich nicht für einige Tage krank gestellt und von meiner Stube aus ein sehr gelungenes Fest arrangirt hätte, wäre ich sehr ungnädig davon gekommen. Fast gleichzeitig ging es einem alten Major viel schlechter. Er hatte erzählt, daß der König befohlen habe, bei jedem Regimente dürften nur drei verheirathete Officiere

*) Anmerkung der Red. Der berühmte Verfasser, einer der geistvollsten, kenntnißreichsten und lebenswürdigsten Deutschen, die leben und leben, schrieb die Erzählung von vornherein mit der Bestimmung für den Bazar. Unsere Uebersetzung war es von je, daß für ein Frauenpublicum die geistig bedeutendsten Schriftsteller die rechten seien und ihm die liebsten werden sollten, aber eben unter diesen bestand ein tiefes Vorurtheil gegen die „Damenzeitung“. Um so größer ist unsere Genugthuung, dies Vorurtheil im Lauf der Jahre fast völlig überwunden und eine glänzende Kraft nach der anderen dem Mitarbeiterkreise des Bazar gewonnen zu haben. So tragen wir in der heutigen nicht weniger, als drei erprobte Namen ein.

sein. Nun wären aber beim Regimente deren zwölf, es müßten sich also neun scheiden lassen. Dem Obersten sei, um nicht das rohe Loos bestimmen zu lassen, nichts übrig geblieben, als „Freiwillige vor!“ zu rufen, und so groß wäre der Dienstetifer und die Hingebung für König und Vaterland gewesen, daß alle zwölf vorgetreten wären.
 „Prächtig!“ lachte die Excellenz, „prächtig, aber nun sagen Sie, wie ging es dem Major?“
 „Sehr schlecht! Wir haben einander getröstet. Ich bin dabei gewesen, als er, der Graukopf mit seinem eisernen Kreuz, von den Regiments-Damen umgeben, in den schneidendsten Worten seine Zurechtweisung erhielt. Er war der Abkömmling eines Officiers vom alten Bosniaken-Regiment, und der alte Herr senkte das graue Haupt, als er hören mußte: Glauben Sie, daß Sie bei uns das Recht haben Damen zu beleidigen, weil Sie ein alter Tartar sind? Diesen Namen „Tartar“ hat er behalten, so lange er beim Regiment war, und er war seit dieser Affaire aus einem munteren ein stiller Mann geworden. Ja! ich kenne sie, die Regiments-Damen, die wir unter uns l'escadron volant nannten.“
 „Sie haben Ihr Jahr in Paris durchgemacht und sind so gut vorbereitet, daß ich nun auf meine Geschichte und meinen Widerwillen gegen das Vermittleramt kommen kann.“
 Als ich die Universität verlassen, trat ich bei einem Land- und Stadtgericht einer größeren Provinzialstadt als Auscultator ein. Sie wissen oder vielmehr Sie sehen leider an meinem Aeußern, daß das lange her ist, aber die Erinnerung an jene

einem im Walde gelegenen Etablissement ritten, wo wir die vorausgefahrenen Damen schon vorfanden. Dasselbe war gewissermaßen von uns in Beschlag genommen, weil es für Fußgänger zu weit von der Stadt lag und außer gutem Kaffee und Milch keine Genüsse, insbesondere nicht für die Gesellen und andere Arbeiter bot. Unter den Damen waren besonders zwei interessant, die Gemahlin eines Rittmeisters von Abbevie und eines Lieutenants Baron v. Gambino. Die Männer waren bildschön, sehr geschickt und vollendet lebenswürdig; die Damen, besonders die Gattin des Rittmeisters, die allerdings 10 Jahr älter war, als Frau v. G., hatten eine hervorragende literarische Bildung, und der Umgang mit diesen Frauen war für mich fördernd und genussreich.
 Beide waren sehr hübsch. Als Töchter aus den ältesten Geschlechtern der Marken waren sie blond, hatten blaue Augen, blendenden Teint, indessen hatte die ältere schon etwas Embonpoint angelesen, während die jüngere von vollendet schönem Wuchs war. Die Rittmeisterin war ohne bedeutendes Vermögen, die jüngere Dame sehr reich, und so kam es, daß sich die Gaben des Glücks durch den verschiedenen militärischen Rang und die bevorzugte, allerdings durch höheres Alter natürliche Ausbildung der Kenntnisse und des Geistes, gewissermaßen einander ausglich, und beide in einem besonders befriedigenden Verhältnis zu einander standen. Sie wußten, daß ich mich der Diplomatie widmen wollte, nannten mich kurzweg den Herrn Diplomaten, und waren sogar so gütig gegen mich gesinnt, daß sie mir Vorwürfe machten, wenn ich

lag über der hohen stattlichen Gestalt eine neue Mantille so reizend, daß es sehr natürlich war, wenn ich sagte: Frau Baronin werden, wie Sie schon oft gethan, wieder an die Spitze treten, wenn es auf die Toiletten unserer Damen ankommt. Ich erlaube mir Ihnen mein Compliment über diese Mantille zu machen. — „Nicht wahr?“ fiel sie freudig ein, „es ist doch hübsch von Ihnen, daß Sie, der Herr Diplomat, dies gleich bemerken; ich war auch bei dem Confectionär gleich ganz entzückt über diesen Schnitt, und habe, weil ich meine Freude so unverhohlen äußerte, theuer genug bezahlen müssen. Aber es thut mir dies nicht leid, denn wenn Etwas kleidsam ist, läßt man es sich schon gern etwas kosten.“
 Auch Frau von A. gab unverhohlen ihre Freude über die Mantille kund und, nachdem sie noch diesen und jenen Vorzug gebührend gewürdigt hatte, sagte sie:
 „Ich freue mich, daß ich diesen Schnitt zuerst zu sehen bekomme, daß ich also zu den ersten, vielleicht zu den einzigen gehöre, die ihn haben werden. Denn liebe Frau von G.! Morgen früh schon schicke ich zu Ihnen; Sie müssen mir auf wenige Stunden die Mantille leihen, damit ich mit meiner Kleiderkünstlerin den Schnitt abnehmen kann.“
 Ich wußte, wie, besonders in Provinzialstädten, alle Damen glücklich sind, wenn sie etwas Neues allein haben, und ich sah am Gesicht der Frau von G., daß sie gewissermaßen erschrak und eine Weile schwieg.
 Schnell, so weit dies schicklich geschehen konnte, zog ich



R. BRENDAMOUR.

Marine.

Nach seinem Gemälde von Prof. Andreas Achenbach.

glückliche Zeit ist noch ganz frisch in mir, vermöge der wohlthätigen Einrichtung der Natur, die in unserm Gedächtnis die trüben Erlebnisse früher auswischt, als die glücklichen Tage. In der Stadt hatte ein Cavallerie-Regiment seine Garnison, das durch einen glücklichen Zufall fast nur sehr artige, geschickte und vor allen Dingen lebenswürdige Männer in sich schloß. Ich lebte fast nur mit diesen Herren, und da ich Jagd und Reiten liebte, auch selbst beritten war, verbanden uns gemeinschaftliche Passionen so sehr, daß ich fast zum Regiment gehörte. Eben so ausgezeichnet wie die Männer waren auch die Regiments-Damen, die, abgesehen von dem guten Ruf jeder Einzelnen, noch den ganz besondern Vorzug besaßen, daß sich die alten Traditionen eines feinen und vornehmen Wesens unter ihnen erhalten hatten. Da ich, wie gesagt, gewissermaßen zum Regiment gehörte, war ich bei ihnen um so mehr gern gesehen, als ich gut tanzte und viel Geschick hatte, das Einzelne der wiederkehrenden Gesellschaften durch allerhand Arrangements zu unterbrechen, bei denen im Sommer Wasserfahrten und Partien ins Freie eine Hauptrolle spielten. Außerdem sahen wir einander in der guten Jahreszeit fast täglich, weil wir Männer gegen Abend nach

zuweisen etwas zu spät ausgeritten nicht mit den übrigen Herren rechtzeitig auf unserm Etablissement eingetroffen war. Aber die neidischen Götter leiden kein ungerührtes Glück. Die Frau Rittmeisterin von Abbevie und ich saßen in den Spätstunden eines herrlichen warmen Sunitages unter den schattigen Linden des sogenannten Parks, während der Rittmeister und der Baron in den Wald gegangen waren um zu pirschen. Wir erwarteten mit Ungeduld die Baronin v. Gambino, die Tags vorher aus Berlin zurückgekommen war, und die wir noch nicht gesehen hatten. Damals, als es Eisenbahnen noch nicht gab, und sogar Chausseen zu den Luxusartikeln in den alten Provinzen Preußens gehörten, war eine Reise nach Berlin, wenn es auch nur 10 bis 20 Meilen entfernt war, eine fühlbare Unterbrechung im Dasein, und gaben die Erlebnisse aus der Residenz vielfachen Stoff zur Unterhaltung. Endlich kam die junge Baronin an, und beide Damen gaben sich so sehr der herzlichsten Freude über ihr Wiedersehen hin, daß ich selbst erst nach einer guten Weile in Betracht gezogen wurde. Die Baronin war heute wirklich allerliebste. Ein neuer Frühjahrsputz brachte in seiner knappen coquetten Form das stark blonde Haar sehr üppig zur Anschauung, besonders aber

mich etwas zurück, hörte aber Alles und mußte gewissermaßen Zeuge der Scene sein, die sich jetzt entwickelte.
 „Entschuldigen Sie, Frau Rittmeisterin,“ sagte etwas langsamer, als sie sonst zu sprechen pflegte, Frau v. G.: „ich habe mir mühsam diesen Mantillenschnitt herausge sucht, Sie sehen, wie er gleich dem Herrn auffiel, und es ist daher wohl natürlich, daß ich ihn so lange als möglich für mich allein behalten will.“
 Ich glaube noch heute, daß es Frau von A. besonders beschämend war, daß diese Abweisung, da ich ziemlich nahe war, gewissermaßen in meiner Gegenwart erfolgte, daß sogar auf meine Freude über die Mantille hingewiesen wurde, denn die Frau, die jede Leidenschaft so trefflich durch hohe Bildung zu verdecken verstand, antwortete etwas piquirt, was die Baronin natürlich in gleichem Tone abwehrte. Das wilde Blut der sechszehn Ahnen, die jede aufweisen konnte, regte sich nun in Beiden, und sie gingen zu dem abweisenden beleidigenden Knix über.
 „Beleidigenden Knix?“ fiel ich ein, „was ist das?“
 Nun das ist derselbe Knix, der am Hofe der französischen Ludwige üblich war. Rechter Fuß zurückgesetzt, mit Blick-

schnelle im Winkel von 45 Grad rückwärtiges Herablassen bis auf die Hacken und dann langsames, sehr langsames Wiederaufrichten. Was am Hofe gewissermaßen Malerei der Ehrfurcht war, ist jetzt Fronte und Abweisung unter Gleichgestellten. Ich habe diesen Knix in seiner reinsten Form kennen gelernt von zwei alten Damen, die sich in der Jugend in glühendster Eifersucht begegnet waren, und dann als Sechzigjährige auf derselben Villa die Sommerfrische genossen. Wie ein Blitz, wenn sie sich Morgens im Park begegneten, sanken beide zum Knix nieder, um, wenn sie sich wieder erhoben, zu sagen: Wie haben Sie geschlafen, meine liebe Frau von X.? Vortrefflich! und darf ich mich erkundigen, wie Sie die Nacht zugebracht meine liebe Frau von Y.? Vortrefflich! „Ich freue mich,“ schlossen dann beide, während der alte Haß nach Blicken und besonders nach dem Knix zu urtheilen, noch lebendig war.

Also, um bei meiner Erzählung zu bleiben, es war bis zum Knix gekommen, und da hörte ich, daß Frau von A. sagte: „ich dachte, meine liebe Frau von G., Sie würden es als eine Ehre ansehen, wenn ich Sie um den Schnitt bäte.“

Die blauen Augen flammten, und eben so erwiderte die Baronin: „ich wüßte nicht, worin diese Ehre bestehen sollte, und entschuldigen Sie, wenn ich Sie darauf aufmerksam mache, daß dieser Mantillenschnitt für jugendliche Damen berechnet ist.“

Während trennten sich beide Frauen und eilten auf ihre Männer zu, die zum Unglück auf verschiedenen Wegen gerade jetzt aus dem Walde kamen.

Ich hatte mich, als hätte ich das Ende des Rencontre nicht gehört und gesehen, auf Seitenwege des Parks begeben, und sah von dort aus, wie die Männer von den Frauen auf das leidenschaftlichste aufgefordert wurden, ihnen Satisfaction zu verschaffen. Ich hörte deutlich, daß beide sagten: „sie muß abbiten, oder Du verlangst Genugthuung vom Manne.“

Wirklich ging der Lieutenant zum Rittmeister und bat ihn, einige Worte allein sprechen zu dürfen.

Ich fürchtete das Schlimmste, denn, so wohlwollend auch beide Herrn im Allgemeinen, insbesondere zu einander waren, so kannte ich sie doch als sehr empfindlich im Ehrenpunkt, und da ich beide sehr lieb hatte und werthschätzte, kam in mein damals noch jugendliches Herz der Gedanke, meine Vermittlung eintreten zu lassen. Ich ging zu beiden, und bat sie dringend sich nicht sogleich zu entziehen und morgen in meiner Gegenwart die Sache zu besprechen. Damit drang ich für heute durch und glaubte schon recht viel ausgerichtet zu haben, nachdem ich auch die Damen gesprochen und vorläufig beruhigt hatte. Frau von A. sagte mir: „es ist mir lieb, daß Sie Zeuge sind, ein Mann von Ihrem hellen Verstande wird erkannt haben, wie sehr ich im Rechte bin.“

„Gnädige Frau,“ erwiderte ich, „ich habe den Vorzug, daß Sie mich zuweilen Ihren jungen Freund nennen. Von den Freunden, die mir nur dann beistehen, wo ich Recht habe, halte ich nicht viel; ich verlange, daß sie mir auch dann beistehen, wenn ich Unrecht habe.“

„Verstehlicher Grund das!“ fiel sie ein, „aber ich denke nicht, daß“ — „Bewahre der Himmel!“ unterbrach ich sie, „ich will damit nur meine unbedingte Ergebenheit ausdrücken.“

Einen schlimmern Stand hatte ich bei der Baronin. Das Wort: „für eine Ehre ansehen“ war ihr zu stark, und wenn ich sie bat, sich versöhnlich zu zeigen, da sie die Jüngere und nach vielen Richtungen hin bevorzugte sei, kam sie immer wieder auf das „Ehre ansehen“ zurück, und die Flammen des Zornes wurden aufs neue in ihr angefacht.

Am andern Tage ging ich an die Vermittlung zwischen den Männern, aber ich fand leider, daß die Sache noch schwieriger geworden war, als Tags zuvor; denn die Damen, jede aus ihrem Standpunkt, hatten den Abend benutzt, um ihre Männer bei ihrer Liebe zu beschwören, ihre verlegte Ehre zu vertheidigen und nicht loszulassen, bis die andere abgetreten habe.

Auch l'escadron volent, die ganze fliegende Schwadron war bereits in Bewegung gesetzt, und die Sache war wirklich schon dahin gekommen, daß die Männer ihre Zeugen wählten, als ich mit Gefahr für meine Freiheit zu einem letzten Mittel griff.

„Für Ihre Freiheit, Excellenz? da müssen Sie viel gewagt haben.“

„Ja wohl!“ sagte er, „sehr viel. Unter den Damen der Gesellschaft war eine ältere Frau mit sechs lebendigen Töchtern. Eine solche Mutter ist an sich gefährlich, wenn aber den guten Kindern noch eine Tante zur Seite steht, wie es in dieser Familie der Fall war, so ist das schlimmer, als wenn man beim Baden in Triebband geräth; man wird unaufhaltsam verschlungen hinuntergezogen.“

„Oder hinaus!“ lachte ich, „denn das Ewig-Weibliche zieht uns hinan.“

„Wie Sie darüber denken, hinaus oder hinab; ich habe beides vermieden, und bin nie verheirathet gewesen, und befinde mich dabei ganz wohl,“ erwiderte er, indem er sehr gelassen seine Tabatiere zwischen den Fingern wibbelte. „Also ich scheute nicht die Gefahr und bat die Dame, der ich besondere Bistte machte, doch ihre Auctorität unter den Frauen geltend zu machen. Die Töchter, besonders die Tante unterstützten mein Gesuch natürlich nur aus reiner Menschlichkeit, und die Mutter sagte zu, äußerte aber lächelnd: „es sollte mich wundern, wenn dabei nicht Jemand in Schaden geriethe, der es am wenigsten erwartet.“

Mir waren diese Worte zwar etwas befremdend, indessen waren sie weit entfernt auf mich einen besonderen Eindruck zu üben.

Aber schon am folgenden Tage fielen sie schwerer auf Herz, als beide Chemänner, denen ich einzeln begegnete, zwar durchaus artig, indessen doch mit einer Art Zurückhaltung fast ganz übereinstimmend äußerten: „Aber hatten Sie denn keinen andern Stoff zum Gespräch, als die Mantille, auf die Sie gleich beim ersten Erblicken derselben hinwiesen? und warum fielen Sie denn nicht ein in das Gespräch, als es noch Zeit war?“ Ich mochte einwenden, was ich wollte, ich mochte hinweisen auf die Blizeschnelle, mit der sich der Brand entwickelt habe, die Herren blieben doch dabei, daß ich bei meiner Gewandtheit wohl die Sache hätte vermeiden können, und gingen so weit mir nicht vorzuhaltend, daß der ganze escadron volent der Ansicht sei, ich hätte den Streit nur hervorgerufen, um mein diplomatisches Talent im Vermitteln

zu bewähren, worin ich aber so wenig Glück gezeigt habe, daß nach Ansicht der Damen ohne meine Mediation Alles glatt abgegangen sein würde.

Das war mir denn doch zuviel, aber da die Herren sich nicht für sich selbst ausließen, sondern nur die Gedanken der Regiments-Damen mittheilten, so hatte ich nur eine Art schattenhafter Gegner mir gegenüber, nämlich die unberechenbaren Frauen, gegen die ich bei großer Ehrerbietung viel Vorsicht anzuwenden pflege. Am folgenden Tage erfuhr ich, der Friede sei hergestellt, und Alles in bester Ordnung, wobei die Mutter von sechs Töchtern die wesentlichsten Dienste geleistet habe.

Ich war schon leichtsinnig wieder obenauf, als ich eines Nachmittags beide Damen wieder auf denselben Sigen traf, auf denen sich der Streit entwickelt hatte. Mit Leichtigkeit und anscheinender Harmlosigkeit nahte ich mich ihnen, bemerkte aber sofort, daß beide zwar nicht den ganzen beleidigenden Knix machten, wohl aber, nachdem sie mich einen Augenblick zerstreut angesehen, als müßten sie sich auf mich besinnen, jenes für Männer unnachahmliche Kopfreigen anwandten, das deutlich genug ausspricht: „wir wünschen uns Deine entferntere Bekanntschaft.“ Ich war damals noch sehr jung, in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre, aber ich maß wohl von Natur mit der Fähigkeit ausgerüstet gewesen sein, mit dem schönen Geschlecht gut auszukommen. Mit Gründen oder gar Bitten ist nichts gethan, man muß sofort die Position annehmen, in der man ein Acedent über sie gewinnt, und das geschieht am besten, wenn man sie unsicher macht, ob man in Ernst oder Scherz, in Bewunderung oder Ironie spricht. „Glauben Sie mir, meine Damen,“ sagte ich, „daß ich den Knix und wie ich gestehe, das Bildende Ihres Umgangs nie so tief gefühlt habe, als in dem Augenblicke, in welchem ich darauf, vielleicht für immer, verzichten muß.“

Beide sahen auf ob dieser Dreistigkeit, und ich sah schon, wie sie mich, der einen Bruch förmlich anzukündigen schieden, abfertigen wollten, als ich fortfuhr:

„Ich habe — wie zu meinem Glück wahr war — so eben die Verufung zum Attaché bei unserer Gesandtschaft in London erhalten, und muß schon morgen früh abreisen. Ich freue mich nur, daß ich gerade Sie, meine Damen, noch hier treffe, da ich im Uebrigen von den Familien mich durch Karten empfehlen muß. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen noch aufrichtig danke für die freundliche Rücksicht, die Sie mir immer schenken.“

„Dann bon voyage,“ sagte kurz die Jüngere, „und viel Glück!“ fuhr die Ältere fort, „ich bedauere nur, daß ein so gutes Herz, als Sie offenbar sind, in eine Carrière eintritt, in der Hehen und Vermitteln, mit einem Worte die Intrigue nicht entbehrt werden kann.“

„Das Alles macht sich leicht,“ erwiderte ich, „und es schadet gewiß weder der Wahrhaftigkeit noch dem guten Herzen, wenn das Beste des Vaterlandes es erfordert, ja man kann auch leidlich gut bleiben, wenn man sich im Privatleben ein Vergnügen dieser Art macht.“

Das hatte gefessen, ich war im Vortheil; ich verbeugte mich schnell, ritt so rasch als möglich von dannen und war am andern Tage verschwunden. Verdenken Sie mir noch,“ sagte die alte Excellenz, „daß ich die Rolle eines Vermittlers verabscheue und beim Anblick einer Mantille zusammenschrecke? Und glauben Sie noch, daß Herr von Bismarck sich als Vermittler antragen wird? Ihn sagt der Instinkt, was ich aus der Erfahrung habe entnehmen müssen, wenn er nicht schon ähnliche Erfahrungen gemacht haben sollte.“

„Ich gestehe,“ antwortete ich, „daß auch auf mich Ihr Erlebniß und die Täuschung, die Sie beim besten Willen erfahren, Eindruck gemacht hat, aber die Anwendung desselben auf diplomatischen Entschluß ist doch wohl zu gewagt, denn Frauen sind doch keine Staaten, und“ —

„Lassen Sie gut sein,“ unterbrach mich die Excellenz, „jene sind nur noch complicirter, als letztere, und da alle Politik zu Psychologie ist und diese in ganzen Staaten eben so gut ihren Ausdruck findet wie im einzelnen Menschen, so müssen Sie mir schon erlauben, die Damen als concentrirtesten Ausdruck des diplomatischen Wesens anzusehen, das sie auch in ihren Liaisons nicht ablegen.“

„Und das mit Recht, Excellenz,“ fiel ich ein; „denn werden sie nicht von den Männern zurückgesetzt durch Gesetz bis in die Familie hinab? Sie bedeuten nichts im Staat, nichts in der Gemeinde, politischer wie sogar religiöser; müssen sie da nicht mißtrauisch, fast listig, ja leidenschaftlich jedes Restchen Recht vertheidigen, das ihnen augenblicklich bleibt?“

„Gewiß! Gewiß!“ schloß der alte Herr und zog, zum Aufbruch sich rüstend, seine Handtuch an. „Ich verehere die Damen wie nur ein Mensch auf der Welt, aber die Vorsicht gegen sie ist dadurch nicht ausgeschlossen, und König Fernando, was auch Eid erwidern mag, hat doch recht, wenn er sagt:

Wenn an jenem großen Tage,
Der einst aufkluft alle Feste,
Gott der Weiber Herzen sichtet,
Findet er entweder alle
Ehrlich oder gleich mißthätig.
So verfluchten ist ihr Herr.“

Ein Stündchen Bazar-Redacteur.

Trauerspiel in 1 Aufzug von K. Heigel.

(Zimmer mit drei Ausgängen. Der große Schreibtisch ebenso wie die übrigen Tische, Repostorien u. s. w. mit Manuscripten, Zeitungen und dergl. bedekt. Beim Aufgehen des Vorhangs sitzt der Redacteur an seinem Tisch und schreibt.)

Redacteur (macht eine Pause, um auf die Uhr zu sehen). Höchste Zeit, den Artikel zu beendigen. (Schreibt weiter. Es klopf an der Mittelthür.) Herein!

Ein Briefträger (bringt einige Duzend Briefe). Bazar-Redaction! Gut'n Morgen! (ab.)

Redacteur (senkt die Feder weglegend). Guten Morgen! (Er öffnet mit der Papierschere den ersten der Briefe und liest.) „Geehrter Herr! Obwohl langjährige Abonnentin, habe ich Sie doch niemals“ — et cetera — „gefällt mir in der nächsten Nummer Abbildung und Schnitt eines Sackpaleotons für eine ziemlich corpulente Dame mittleren Alters.“ — Das betrifft die Damen. (Legt den Brief beiseite und öffnet einen zweiten. Liest.) „Herr

Redacteur! Einen langweiligen Artikel, als den mit X. zeichneten in der letzten Nummer —“ Das betrifft mich, ist mir noch nicht vorgekommen. Seit zehn Jahren eifert Leserin des Bazar, muß ich gestehen, daß ich denselben bei freier Stunden verdanke; so finde ich namentlich an der Lösung der Räthsel und Rebus Vergnügen. Aber noch einmal wie den X.-Artikel, und ich bin genöthigt, auf eine andere Modenzeitung zu abonniren. — Lockenkopf.“ — Grausam Lockenkopf! zehn Jahre Rebus wiegen Dir den einen Artikel nicht auf?! (Öffnet den folgenden Brief.) „Euer Wohlgeboren! Seit langem hat mir kein Artikel solch Vergnügen bereitet, wie der von X. in der letzten Nummer. Wer ist es, ich interessire mich für X.? Hoffentlich eine Dame. Oder lieber keine Dame. — Abonnentin in Wien. Post scriptum. Könnten Sie denn anstatt der obsoleten Räthsel und Rebus nichts Zeitgemäheres bringen? z. B. einen internationalen Verlobungs- und Heiraths-Anzeiger? Und dann Correspondenz! Wie abgemacht, immer wieder von blaßem Teint und rothen Nasen lesen zu müssen. D. D.“ (er öffnet den nächsten Brief.) „Verehrte Frau! Die bewunderungswürdige Geduld, womit Sie die tausend Fragen bedrängter Abonnentinnen beantworteten, ermutigt auch mich. Meine Nase nämlich geräth bei der geringsten jeitlichen Erregung.“ (Schreibt mit Rothstift auf den Brief: „Herrn *** zur gef. Beantwortung. Ein anderes Bild! (wie oben).“ P. P. Meine Geduld ist erschöpft! Morgen werden es vier Wochen, daß ich Ihnen um 7. 30. ein Gedicht: „Miecher Mond, du bleibst so blutig“ gesandt, und das Gedicht ist bis heute noch nicht erschienen. Sollte es wirklich nicht besser, als die bisher im Bazar veröffentlichten Gedichte sein? Oder wäre mein Brief verlorengegangen? So unwahrscheinlich das ist, lege ich dennoch eine zweite Abschrift bei und erwarte nunmehr sicher, ebenso wie eine Anzahl diesiger Bazar-Abonnentinnen, welche sämtlich das Gedicht sehr schön finden, dieses mein Erstlingswerk demnächst gedruckt zu lesen. — F. W.“ — (macht sich nun an den „Miecher Mond“ und läßt ihn nach der Lectüre im Papierkorb untergehen; wie oben.) „Mein Herr! Zwar kein Abonnent, kann ich doch nicht umhin, meinem Unwillen über Ihre Redaction Ausdruck zu geben. Vor einigen Tagen bekam ich zufällig ein Nummer des Bazar 1865 zu Gesicht. In einem Artikel spricht der Verfasser von einer „hetruskischen“ Base, die jedoch seiner Beschreibung nach entschieden zu jener Gattung Gefäß gehört, welche gar nicht in Etrurien verfertigt, sondern bloß durch den Handel importirt worden sind. Ein Blatt, da wie der Bazar namentlich in Frauenkreisen gelesen wird, sollte sich doch hüten, dergleichen grobe Irrthümer zu verbreiten. Wenn der sonst nicht ungebildete Verfasser sich einen Laß zu Schulden kommen ließ, so wäre es Pflicht der Redaction — heute wie vor acht Jahren! — denselben zu corrigiren. Aber Unkenntniß und Flüchtigkeit sind — leider! — die hervorragenden Eigenschaften unserer heutigen Literatoren. — Freund der Klassiker.“ — (Redacteur wünsch dem Briefsteller, Correcturen sämtlicher Klassiker lesen zu müssen und geht zu einem andern Schreiben über.) „Ist das galant? Wo bleibt die Antwort auf meine zwölf Fragen! — Zeitlose.“ — (Schreibt ein Notabene Herrn *** auf den Brief und, diese, Zeitlose blühte bereits vor sechs Wochen, heißen Sie ihr!) Sieh da, lupus in fabula! (liest.) „Liebe Colleague! seit sechs Wochen nicht weniger, als zweihundert fünfundsiebzig kosmetische Fragen zur Erledigung und vierundzwanzig Proben Schminke-, Haarfarbe- und andere Mittel zur Analyse! Unmöglich für die nächste und übernächste Nummer! Sollen Alle nach dem Alphabet befriedigt werden! Mit Gruß Ihr ***.“ Arme 3 — eitlose!

(Es klopf. Aus der Seitenthür links tritt ein Bureaudienner.)

Bureaudienner. Ich möchte daran erinnern — Wenn das Baquet noch zur Post soll —

Redacteur (zieht die Uhr). Capristi! nur fünfzehn Minuten Frist, und noch fünfzig Zeilen zu schreiben — (er liest die Gelehrten, für sich murrend.) Eine Spalte war zu wenig — praeter propter fünfundsiebzig Zeilen haben wir bereits geleistet — fehlen noch fünfzig ... (zum Bureaudienner.) Es ist gut Wilhelm! (Bureaudienner ab.)

Redacteur (allein; wirft einen Blick auf die noch übrigen Briefe). Lassen wir also vorläufig diesen bitteren Kelch. Und doch! er ward mir im Lauf der Zeit süße Gewohnheit! Diese gereimten und ungerimten Episteln ziehen mich magnetisch an — (er hat ein Packet in die Hand genommen.) Ist das nicht 3 — Schrift? Sollte mein illustrierter Colleague endlich sein Versprechen lösen! (Öffnet mit enttäuschem Gesicht.) „Mein Herr! Ein junges aber durch seine im Virbuchseldorfer Courier veröffentlichte Beiträge nicht so ganz mehr unbekannter Autor offerirt Ihnen anbei sein neuestes fünfactiges Trauerspiel: Faust. Dritte Theil, zum Abdruck im Bazar. Bühnen gegenüber Manuscript; Honorar dringend erwünscht; Entscheidung umgehend.“ — (Nach einer Pause, sich fassend.) Gehen wir an den Artikel — Samiel, hilf! (schreibt eine Zeile. Es klopf gleichzeitig an die Mittelthür.) Herrrein!

(Durch die Mittelthür eine verschleierte Dame, rechts ein Herr von der Administration, links der Bureaudienner.)

Redacteur (zur Dame). Verzeihung, meine Gnädige; ich stehe sofort zu Diensten. (Bittet sie mimisch, Platz zu nehmen.)

Herr v. d. A. Die Verlags-handlung M. in N. verlangen im Namen der Verfasserin das Manuscript „Gedanken eines Nachsichers beim ersten Stricktrumpf“ zurück.

Redacteur. Wichtig! richtig! Erinnere mich! (Er geht die zuletzt angekommenen fünfzig Manuscripte herbei und sucht.)

Bureaudienner. Wenn das Packet zur Post —

Redacteur. Nur noch neunundvierzig Zeilen — (in der Manuscripten suchend.) „Stricktrumpf — Stricktrumpf“ —

Dame (mit Ungebuld). Mein Herr —

Redacteur. Sofort, meine Gnädige, sofort! (In der Eile zum Herrn.) Neunundvierzig Zeilen! (Zum Bureaudienner.) Stricktrumpf-Manuscript! Wird Alles besorgt. (Die Beiden ab. Zur Dame.) Ich stehe zu Diensten.

Dame. Der Redacteur?

Redacteur. Der bin ich. (Ahnungslos.) Sie bringen mir ein Manuscript?

Dame. Allerdings — das heißt — Ich bin politisch Schriftstellerin — Ich schreibe grundsätzlich nicht für sogenannten Unterhaltungsblätter — lese sie auch nicht — Meine politischen Studien lassen mir zu so leichter Lectüre keine Zeit — Dennoch — in Anbetracht der großen Verbreitung Ihres Blattes —

Redacteur. Würdigen Sie uns eines — hoffentlich unpolitischen Beitrags.

Dame. Ganz recht — das heißt — (Streng:) Mein Herr, wie sehn Sie zur Frauenfrage?
 Redacteur (erschrickt, zögernd). Als — als Redacteur natürlich unparteiisch —
 Dame. Das ist nicht recht! Grade Sie müßten auf eifrigste Partei nehmen! — Ich kann Ihnen im Vertrauen mittheilen, daß diese Indifferenz in den maßgebenden Kreisen aufs höchste befremdet. — Erst gestern sagte mir die Heime Kanzleiräthin M.: „Wie kommt's, daß Sie nicht Mitarbeiterin des Bazar sind? Ich würde sofort auf ihn abonniren.“ — Mein Herr, eine Frauenzeitung sollte nur die Frauenfrage ventiliren! Ohne Mutter zu sein, weiß ich, was unsern Töchtern noth thut; unser heutiges Geschlecht verlangt andere Nahrung, als Novellen und Gedichte — (Es klopft.)
 (Eine zweite Dame erscheint und schreiet aufgeregt auf den Redacteur zu.)

Zweite Dame. Vergebung, Herr Redacteur, Sie fanden mir heute früh meine Novelle „Aus Liebe verschmachtet“ zurück. Warum?! Ich finde sie reizend. So poetisch, so ganz für unsere heutige Frauenwelt geschrieben —
 Redacteur (ausweichend). Die Ueberfülle des Vorhandenen —

Zweite Dame. Ausflüchte! Romane, Novellen haben Sie nie zu viel. Sie sind's, was das Publicum verlangt. Es herrscht nur Eine Stimme darüber, daß der Bazar den poetischen Bedürfnissen des Frauenherzens nicht genug Rechnung trägt. Ein Mann kann das freilich nicht beurtheilen. Ihre eigenen Aufsätze — ich bin aufrichtig — haben zu wenig Sentiment. Nur der Autor mit Sentiment macht heute Glück. Ueberlassen Sie lieber uns das Schreiben! (Es klopft.)
 Bureaudiener (von links). Nur noch zehn Minuten! (Ab.)
 Redacteur. Sofort! sofort! Neunundvierzig Zeilen —
 Meine Damen, ich möchte Ihnen Beiden zu bedenken geben, daß das Publicum des Bazar ein so vielköpfiges ist, daß der Redacteur — (Es klopft.)

Schriftsteller (tritt durch die Mittelthür hastig ein; die Damen bemerken). Ah, Verzehrung — (die Damen geben zu verstehen, daß sie warten wollen). Lieber College, nur zwei Worte! Sie haben in meinem Artikel über die ersten Menschen grade den wichtigsten Passus gestrichen. Darf ich fragen, warum?
 Redacteur. Aber, verehrter Freund — die betreffende Digression berührte ein Gebiet — ein Gebiet —

Schriftsteller (einsachend). Ja, mein Lieber, wenn Sie nur für „höhere Töchterschulen“ geschrieben haben wollen —
 Redacteur. Bitte, es ist ein Unterchied —
 Schriftsteller (entsetzt). Kein Wort weiter — Der Artikel war mein letzter Beitrag für den Bazar. Adieu!
 (Ab. Es klopft.)

Bureaudiener. Nur noch fünf Minuten —
 Redacteur. Und neunundvierzig Zeilen — meine Damen, Sie sehen — Sie verzeihen — Vielleicht haben Sie die Güte, mir schriftlich Ihre Wünsche zu äußern —
 Beide Damen (zugleich). Nicht nöthig!
 (Erste Dame.) Hier meine Abhandlung! (Zweite Dame.) Hier eine andere Novelle! (Redacteur nimmt die Manuscripte dank murmelnd entgegen und gibt Jenen das Geleit, kehrt sodann an den Schreibtisch zurück.)
 Redacteur (setzt die Feder an). Neunundvierzig Zeilen — (Ein Herr im Pelz tritt durch die Thür rechts.)

Herr im Pelz. En passant, wie steht's, wie geht's?
 Redacteur. O recht gut. Soviel ich höre, sind wir um zweitausend Abonnenten gestiegen.
 Herr im Pelz. hm! Aber Sie könnten noch immer etwas mehr dahinter her sein, mein Vester! Zu wenig Paden-des! Das Publicum will gepackt sein ... Auch schreiben Sie selbst jetzt recht selten — Greifen Sie einmal so recht ins volle Menschenleben! Auf Wiedersehn! (Zum Redacteur geleitet, ab.)
 Redacteur (an den Schreibtisch zurückkehrend). Aber nun ist es wirklich höchste Zeit. (Schreibt. Es klopft.)

(Ein Telegraphenbeamter tritt ein.)
 Redacteur (ohne sich umzusehen). Siebenundvierzig Zeilen! Telegraphenbeamter. Zwei Depeschen! Bitte zu unterschreiben!

Redacteur. Depeschen?! (Während er den Empfang bestätigt, tritt von links Bureaudiener ein.)
 Bureaudiener. Nur noch eine Minute! (Bureaudiener und Bote ab.)

Redacteur. Underthalb Zeilen auf die Secunde! Unmöglich. (Er erbricht die eine Depesche.) Aus Düsseldorf! „Zeichner Termin nicht eingehalten; bitte also, für Nr. 6 andere Illustration zu bestimmen.“ O ich Unglücksman! meine ganze Disposition umsonst! (Liest die zweite Depesche, aus Leipzig.) Wo bleibt Rodenberichmanuscript? Rechtzeitige Druckfertigstellung Nummer 4 unter solchen Umständen unmöglich. Teubner.“ (Wirft sich verzweifelt in den Sessel.) O Veronika!
 (Er verlegt sich, um sich zu betäuben, die beiden zuletzt erhaltenen Manuscripte.)

Der Vorhang fällt.

Frau Marjhallin Bazaine.

Heute noch über den Prozeß Bazaine sprechen, hieße Worte verlieren. Uns Deutschen jagen nur zu viele Wittwen und Waisen, was uns die neunundsiebenzig Tage vor Metz gekostet, und wenn dießseits noch ein geringster Zweifel waltete, so ward er durch die Erklärung unseres Prinzen Friedrich Karl getilgt.

Nur noch Eins möchten wir fragen: Selbst wenn Bazaine nach Metzville einmal glücklicher gewesen, wenn ihm der Durchbruch wirklich gelungen wäre, wäre ihm eine andere Rolle, als die des Flüchtlings zugesallen?

Bei aller Gerechtigkeit gegen die Franzosen — zuweilen erinnern sie uns an die folgende Anekdote. Während des langwierigen französisch-englischen Krieges frug eine alte englische Dame ihre Nachbarin, ob sie es nicht wunderbar finde, daß die Engländer in der Schlacht immer Sieger blieben? Keineswegs wunderbar, erwiederte diese, wissen Sie denn nicht, daß die Britischen, bevor sie in die Schlacht gehn, immer beten? — Das könnten ja die Franzosen auch! — Da lieber Gott, ja, aber wer kann denn sie „verstehn“! ...

Wie gesagt, zuweilen zwingen uns die Franzosen, diese naive Redensart sehr tiefinnig zu finden ...

In all dem Hader ist eine Erscheinung, welcher hüben wie drüben Niemand seine Theilnahme, seine Bewunderung versagen kann: die Marjhallin Bazaine. Vor 1870 eine von Allen beneidete, schöne junge Frau, eine glückliche



Fran Marjhallin Bazaine mit ihren beiden ältesten Kindern.

Mutter, ist sie heute von Allen bemitleidet! Ihrer Seelenangst, solange sie ihren Gatten von den feindlichen Kugeln bedroht wußte, folgten nach dem Friedensschluß schrecklichere Leiden. Man denke an die Polterqualen dieser Armen von der Verhaftung Bazaine's bis zu den Verhandlungen, man denke an die Stunden des 10. Decembers 1873, als die Marjhallin mit der Tochter Lachaud's in der Kapelle betete, während das Kriegsgericht seine Entscheidung beriet, denke an den Augenblick, da sie die Verurtheilung vernahm.

Wenn schließlich Bazaine auch begnadigt wurde, ein grimmer Stachel bleibt in diesem Herzen bis zum Grabe zurück, denn die Gattin wird nicht der sieben Richter, würde nicht aller Völker Stimme überzeugen, daß ihr Gemahl nicht ungerecht verurtheilt sei!

Wie Madame Bazaine ihre Prüfungen und Schmerzen ertrug, darüber sind Freund und Feind einig: bewundernswert!

Tiefstes Leid

Ist Prüfstein für's Gemüth; gemeine Noth
 Vermag auch der gemeine Mensch zu tragen;
 Bei stiller See beweist ein jedes Boot
 Im Segeln gleiche Kunst, doch Schicksalssturm,
 Der uns erfaßt, verlangt die Meisterschaft.“

Die Mode.

Es war im December des Jahres 1873. Aber die herzhafte Kälte, der lustige Schneeförmel eines richtigen Wintertages fehlten. Ein verdrießlicher Himmel legte sich über die Stadt, durch die schmutzigen Straßen blies der Wind, und trieben Nebel. Wir aber führen die freundliche Leserin aus dem unglücklichen Freien in ein behagliches Boudoir. Ein Feuerchen prasselt im Kamin und die Lampen auf dem Sims erleuchten das Tageslicht. Die Herrin des Gemachs, eine Dame ... (hier fehlen im Manuscript mehrere Zeilen, wahrscheinlich die nähere Beschreibung der Heldin) sitzt, die Feder in der Hand vor dem Schreibtisch und sinnend nach ...

Diese Heldin dieses Romans ist keine Andere, als ich, Veronika, im Conflict mit meiner Pflicht. Denn zu dem Worte Wellington's, daß man keine Schlacht und keinen Ball beschreiben könne, sage ich, ergänzend: Und eine Ballettoilette auch nicht.

Oder kommt es etwas, wenn ich mit der üblichen Phrase den Illusionsstall „ätherisch“ und den Tarlatan „wollig“ nenne? Und klingt es hinwieder nicht allzu trocken und geschäftsmäßig, daß man diese Stoffe bei Gerion nicht nur in einer Farbe, sondern auch gemustert haben kann? Die einfachsten Gewebe, außer im unterblauen Weiß, von bläulichem Wein oder grünlichem Blau (clair de lune), die gemusterten mit kleinem und dichtem Klein, mit Gold- und Silberstreifen für die ganze Toilette, oder mit größeren Dessins zu Ueberkleidern aus Grosgrain, Point-de-soie, Taffet oder aus gleichem, selbstverständlich glattem Gewebe in übereinstimmender Farbe. Da haben wir „detachirte“ Blumen, namentlich Rosen und Rosenknospen, Sternblumen (von der vollentfalteten Aster bis zum zierlichen Margarethenblümchen), Glockenblumen, Nelken, Flieder, Schneebälle, in ihren natürlichen Farben mit offener Seide dem Grunde aus weißem, hin und wieder auch schwarzem Illusionsstall oder weißem Tarlatan eingestickt, entweder von frischgrünem oder welfem Laub in Seide oder Chenille umschlossen, oder dasselbe in Gold- und Silberlapp ausgeführt, ferner Aehren, große Sterne zc. ebenfalls in Gold oder Silber gestickt, die erwähnten Blumen, sammetartig von weißem Tarlatan sich abhebend und mit gold- und silberglänzenden Blättern ausgestattet, die mannigfaltigen figürlichen Muster, mit Gold, Silber- oder Diamantstaub bedeckt, entweder weiß auf farbigem, oder farbig auf weißem Tarlatan, goldene, silberne und metallene leuchtende biane, grüne, rothe oder lilä Punkte, Sterne und Halbmonde auf weißem oder schwarzem Tarlatan gestreut. Läßt sich Duft, Fa-benglanz, Zartheit in Worten malen? Kann ich mit Worten begründen, warum ich die Schokoleibden den Schneebencorages für die Ballroben vorziehe? Wißt auch Du für das Schokoleibden Partei ergreifen, wenn ich Dir sage, daß die aus Puffen, schmalen Tollvolants oder übereinanderfallenden Schragstreifen zusammengehefte und mit Blumen geschmückte Berthe der Ausschmückung ungleich. Mit den Schärpen wird es mir schon leichter. Sie sind nicht einmal nothwendig, sondern man schießt — wenn man sie fortläßt — die Taille in der Rückenbiegung mit einem Bononet ab, von welchem sich lange, gleichfalls mit vollen Sträuken zusammengehefte Zweige oder Guirlanden um den Buß des Rückens und Uebergehanges oder auch nach vorn rufen. Ist letzteres aus blumengemustertem Stoff hergestellt, so wählt man natürlich die entsprechenden Blumen zum Ausputz, wie man denn überhaupt dieselben in großer Fülle verwendet. Neue Schwierigkeiten bereiten mit der Coiffuren. Erlaubt ist, was gefällt! Hier ist es das kleine Kränzchen mit langstarrenden Schiffsbändern zusammengekommen, die Guirlande, die man nach Belieben durch das Haar schlingen kann, dort der Halbkranz mit Blumenbüscheln und tief herabfallender Kante abgeschlossen, der Buß, in einen langen Zweig endend oder mit feinen Gräsern untermischt. Schneeglöckchen, Moosrosen, Rosenknospen mit einzelner, halb ausgeblühter Rose, Bergkristalle, Margueriten, Mailöckchen für die Jugend, die mehr entfalteten Rosen vom zartesten Weiß oder Rosa bis zur tief glühenden Purpurfarbe, dann die Nymphen, Nelken, Atern zc. für — für — „uns“.

Zum Schutz der Coiffüre im Wagen und Entrée schlägt man ein dreieckig zusammengelegtes Tuch aus farbigem, seidnenem, leichtem Spitzengewebe um den Kopf und zwar derartig, daß die beiden mittleren Zipfel nach vorn auf das Paar fallen. Unentbehrlich zur Ballettoilette ist der Fächer, in dieser

Saison der große, sogenannte „Marajienfächer“ (die beiden äußeren Stäbe messen 32 bis 42 Centimeter Höhe), bei Gerion in großer Auswahl vorräthig. Die Planden aus farbig-schillernder oder weißer Perlmutter, gefärbtem Ebenholz oder durchbrochenem Ebenholz (auch aus einfacheren Materialien), die Bezüge aus Spitzen, weißem oder schwarzem, blumengebäumtem Atlas oder stumpfem Seidenstoff. Schwärze Fächer mit Goldrand oder mit Goldblittern werden zu schwarzen Ballettoiletten, wie zu Anzügen für Concert und Theater viel gesucht.

Die Ballüberwürfe (Sorties-de-bal) haben entweder die Tasmaform oder die Form einer kurzen Mantille. Man fertigt dieselben aus weißer Seiden- und Wollwollpeline und weißem Kaschmir, fittirt sie mit gleichfarbigem Seidenstoff und isaltet sie durchgängig am unteren Rande in der Rückenmitte. Schwan, weiße Atlasstreifen, weiße, a jour gefetzte Guirlande-Entree und ebenförmige Spitzen, Seidenschmüre und Quasten bilden den Ausputz der Umhüllungen für verheiratete Damen, während klare Spitzen-einfache, unten von einem Stoffvolant oder einer seidnenen Franze begrenzt, zu den Ballüberwürfen für junge Mädchen verwendet werden. Der Capuchon ist nicht mehr so unumgänglich nothwendig; man imitirt ihn durch die Garnirung, welche man mit Schleifen nebst langflatternden Enden aus weißem Grosgrainband abschließt.

Die Abendcapoten aus Stoff sind ganz verschwunden; man stellt sie nur noch aus einem großen, wollenen, fein gewebten Spitzenstuch in Schwarz, Weiß oder Roth her und gibt ihnen, ohne das Spitzenstuch zu zerlegen, die mannigfaltigen Formen. So z. B. wird das Tuch zu einem kalten-reichen, mit Schleifen zusammengefaßten Kopf und über der Stirn, ähnlich einer Toque, zu einem hochstehenden, vollen Buß oder ebenförmiger Kranz geordnet, durch welche sich ein Gewinde aus Atlas oder Grosgrain schlängelt. Hinten fallen die Zipfel des Tuches in eigenthümlich hin- und hergeschlagenem, mit Schleifen gerastem, vorn in bauschigen Enden nieder. In Weiß und Schwarz schmückt man diese Capoten mit gleichfarbigem, himmelblauem oder rosenfarbnem Seidenstoff, in Roth mit schwarzem Sammet.

Für junge Mädchen gibt es bei Gerion zierliche Filzhüte mit aufgeschlagenem, sammetgefüttertem Rande und den Kopf von einem gestreiften Tuch aus gepöbertem Seidenstoff umwunden. Dasselbe ist hinten zu einer enormen Schleife gefürzt, von welcher ein kurzer Zipfel niederfällt, und seitwärts mit einem Vogelstiel gefürzt. Zu einem schwarzen Filzhütchen trägt man ein schwarz und weiß schmal gestreiftes Tuch mit reizvoller Bordüre, zu einem indigoblauen Hut ein indigoblaues Tuch mit schmalen matt-blauen Streifen, zu einem olivgrünen Hut ein olivgrünes, ebenfalls mit zartblauen Streifen zc. zc.

Da ich von Hüthen sprach, ein Wort über Schleier! Man trägt sie noch immer aus schwarzem, fein gestüpftem Chantillytüll oder aus Seiden-tüll mit eingewebten Chenillemondes, eingerahmt von einer häufig mit Zet-perlen durchzogenen Spitze. Der Schleier ist, bezüglich der Form, ein unge-fähr 1 Meter 22 Cent. langer und 35 Cent. hoher Streif, oder am unteren Rande abgerundet und hinten in Farben endend, neuerdings aber auch ein gradliniger, 54 Cent. langer und 28 Cent. hoher, gestüpelter Tüllstreif, um welchen sich rings ein 4 Cent. breiter Saum aus glattem Seidentüll zieht. Den Ansatz desselben deckt ein schmaler mit Zetperlen überfächerter Spitzen-entree. Am oberen Rande wird der Schleier mittelst einer Gummischur eingeknüpft, so daß der Saum gleich einer Rüsche hochsteht.

Ueber den Ballets trägt man kleine, dreieckig zusammengelegte Hals-tücher (sichus paysanne) aus weißem oder farbigem Grosgrain, die rings aus-gefranst, oben in vier Falten zusammengekommen und vorn mit einer Stoff-schleife geschlossen sind.

Volle Kransen aus schwarzem Seidentüll, am oberen Rande mit Zet-perlen besetzt, innen mit einer weißen Kreppschleife ausgestattet und unten von einer perlfunkelnden, zackenförmigen Basementerie gehalten, von welcher rings kleine Perlfäden über den Halsanschnitt des hohen Corjage fallen, sind kleidlich und vielgeehrt.

Ueber Kransen eines anderen Genres, Westen, Shawförmige Fichus, Haar- und Kransenfleisen das nächste Mal, für heute will ich allen Mühen und Grazien danken, daß ich über das Schwierigste alles Berichtigtes hinweg-gekommen bin. Denn Ballettoiletten beschreiben, ist eine ebenso undant-bare Aufgabe, wie einen Ball besuchen, wenn man nicht tanzt.

ronika von G.

Wirthschaftsplaudereien.

Weißwäsche, Waschapparate und Waschmittel. II. Die Aus-ringemaschine (Wringmaschine). Für die weitere Behandlung der gewaschenen und gepulvten Wäsche ist die Ausringemaschine, was Schonung der Wäsche und Ersparrung an Zeit und Arbeit anbetrifft, von ganz außerordentlichem Nutzen. Die Ausringmaschine (Fig. 1), welche an einen Waschtuber angeschraubt wird, führt das ganze Zeug zwischen zwei sich drehende Gummivalzen, die einen starken Druck gegen einander ausüben, hindurch; in das nachgiebige, elastische Gummi preßt sich das Zeug ein, ohne gezerzt oder gebekkt zu werden, und verliert daher den Ueberfluß seines Wassers. Die Umdrehung des Walzenpaares erfolgt durch Drehen der einen Walze, an deren Eisenstange eine Kurbel befestigt, die andere Walze wird dadurch mitgenommen. Wird ein Stück Wäsche zwischen die Walzen eingeschoben, so muß es deren Bewegung beim Drehen folgen, d. h. es wandert zwischen den Walzen hindurch, indem es von oben und unten hart zusammengedrückt wird. Die Walzen der Ausringmaschine sind von vornherein so gestellt, daß sie sich nicht bloß berühren, sondern ein wenig aufeinanderdrücken, so daß auch der dünne Stoff beim Durchgehen eine ge-nügende Pressung erleidet. Da unter diesen Umständen aber Zeugstücke von

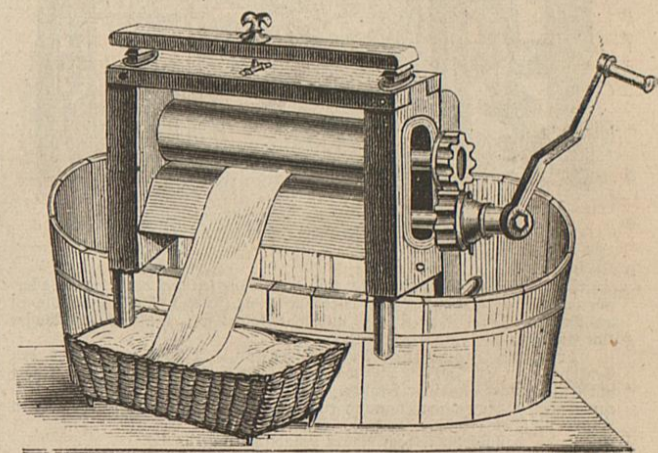


Fig. 1. Ausringmaschine.

größerer Stärke nicht ohne Beschädigung hindurchgehen würden, müssen die Walzen nachgiebig sein, und geschieht dies durch eine sinnreiche Vorrichtung am oberen Querbügel der Ausringmaschine. Durch diese „Selbstregulirung“ sind also die Walzen unter allen Umständen fest gegen einander gedrückt und doch nachgiebig, die dünnen wie dünnsten Stoffe werden gleichmäßig gut ausgewunden. Die aus den Walzen herausstretende Wäsche hat so viel Wasser verloren, wie man selbst durch das kräftigste Drehen mit den Händen kaum auszuwinden vermag, und ohne daß, wie es bei lesterem geschieht, die Zeugfaser gezerzt und gewaltam gebekkt wird. Das Umdrehen der Walzen an der Kurbel erfolgt sehr leicht, sobald die Wellen etwas eingestrichelt sind. Als Schmiermittel verwendet man am zweckmäßigsten fein gehackte Seife, wenn die Wellenlager zugänglich sind, da hierdurch das durchgehende Zeug nicht beschmutzt werden kann; anderenfalls muß man gelegentlich ein paar Deltropfen in die Lager hineinschleusen lassen. — Durch ein zweites und drittes Ausringen der Wäsche durch die Ausringmaschine kann man dieselbe so trocken machen, daß sie ziemlich plättrecht wird, was besonders im Winter und für Kinderwäsche von nicht geringem Vortheil ist.

Wir dürfen ferner einer Wringmaschine nicht vergessen, welche erst kürzlich von America aus durch C. Cohn in Berlin, Hausvoigteiplatz 12, eingeführt worden und den etwas sonderbaren Namen „mythische Wringmaschine“ führt. Sie ist in bestellender Figur (2) abgebildet. Die mythische Wringmaschine hat weder Sprünge, noch Schrauben, noch elastische Bänder; ihre Walzen bestehen aus nicht verrostendem, vernickeltem Metall (über die Vorzüge des Nickels und dessen Verwendung für Haus- und Küchengeräthe finden unsere Leserinnen auf Seite 167 des „Bazar“, Jahrgang 1872, ausführliche Mittheilungen) und vulcanisirtem Gummi. Da die Gummivalze solide, d. h. von keiner Stange durchzogen ist, so behält sie ihre volle Elasticität bei, was natürlich der Wäsche zu Gute kommt, so daß die feinsten

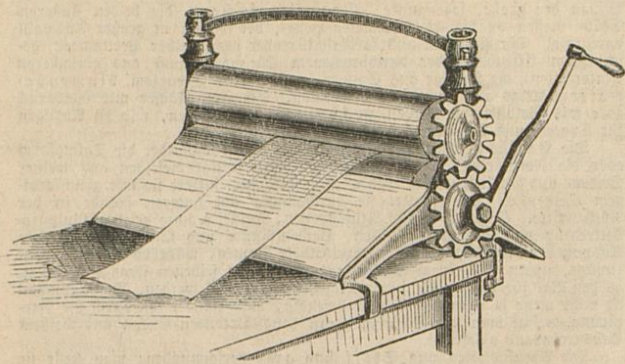


Fig. 2. Mythische Ausringmaschine.

Hauben und Spitzen ebenso wie gröbere Wäsche, sogar gleichzeitig mit lech- terer, durchgezogen werden können. Die volle Elasticität der Gummivalze ist namentlich für stärkere Wäschegegenstände, deren Enden sich auslaufen oder mit Spitzen besetzt sind, von großem Werth. Die Construction dieser Maschine gestattet außerdem einen weit geringeren Aufwand an Kraft, das Wasser wird vollkommener, als auf anderen Maschinen ausgetragen, die Maschine ist nicht so leicht einer Reparatur unterworfen. Für gebläute Wäschestücke ist diese Maschine noch ganz besonders geeignet, da jedes Wäschestück einen gleichmäßigen Druck erhält und sich daher keine Streifen bilden können.

Die Ausringmaschinen sind, wie die meisten Wäschegeräthe, von den praktischen Amerikanern zu uns herübergekommen und dort so allgemein verbreitet und als unentbehrlich angesehen, daß Dienstmädchen sich häufig da weigern, eine Stelle anzutreten, wo keine Ausringmaschine im Hause ist.

Die Centrifugaltrocken- maschine. Noch vollständiger als durch die Wringmaschine wird das Wasser aus der nassen Wäsche durch die Centrifugaltrockenmaschine oder Schleudermaschine (Fig. 3) entfernt und zwar ebenfalls auf eine Weise, welche der Zeugsafer völlige Schonung angeht. Weitere Vorzüge der Centrifugaltrockenmaschine sind darin zu suchen, daß man mit derselben in verhältnismäßig kurzer Zeit eine große Menge von Wäsche trocken schleudern (oder „austric- seln“) und auf keine andere Weise die Seifenlauge so vollständig aus der Wäsche entfernen kann; wodurch also zum Spülen der Wäsche nur sehr wenig Wasser erforderlich wird. Es ist sehr zu bedauern, daß solche Centrifugen zur Zeit noch nicht in für das Haus bestimmten Größen zu Preisen, welche auch Minderbemittelten die Anschaffung erlauben, angefertigt werden. Die Centrifugen, in fast allen größeren Wäschhandlungen im Gebrauch, werden sich indes in größeren Haushalten, auf dem Lande, in Pensionaten, Hotels u. s. w. bald behaupten; eine Abbildung und kurze Beschreibung einer solchen Maschine dürfte daher hier am Orte sein. Die Centrifugaltrockenmaschine besteht aus einer feierartig durchlöcherter Trommel, welche sich um eine senkrecht durchgehende Achse dreht. Diese Trommel befindet sich innerhalb einer zweiten, feststehenden, welche nach oben hin offen und unten mit einem Abflußrohr für das herausgeschleuderte Waschwasser versehen ist. Die nasse Wäsche wird in die innere Trommel gelegt und diese dann in sehr rasche Umdrehung versetzt; es wird an der Kurbel b gedreht, von dem Schwungrad c überträgt sich die Bewegung auf das kleine Rad d, welches dann die senkrechte Achse mit der Trommel dreht. Alle bewegten Theile streben nach einfachen physikalischen Gesetzen sich von dem Drehungsmittelpunkt zu entfernen, aber nur die flüssigen Theile können wirklich entweichen; sie treten durch das Trommelfeld in die äußere Trommel, aus der sie, wie schon bemerkt, abfließen. Da die innere Trommel in der Minute eintausend und mehr Umdrehungen macht, so ist in wenigen Minuten die Wäsche von einem großen Theil ihres Wasser- gebaltes (50 bis 60 Procent) befreit und mit dem Wasser sind auch die Reste von Schmutz und Staub, die noch am Gewebe kleben, entfernt. Will man die Wäsche gleichzeitig anspülen, so läßt man mittelst einer Brause

Fig. 3. Centrifugaltrockenmaschine.

die Wäsche gleichzeitig anspülen, so läßt man mittelst einer Brause

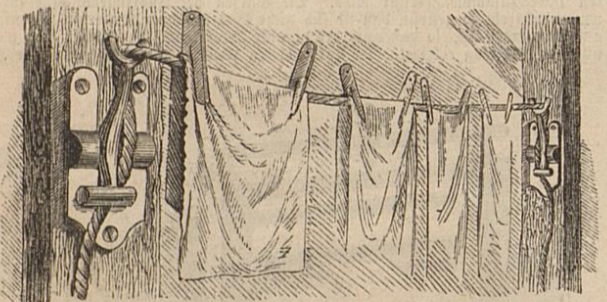


Fig. 4. Amerikanischer Wäschleinhalter.

(welche durch einen Gummischlauch mit der Wasserleitung oder dem Wasser- reservoir in Verbindung gesetzt wird) beständig frisches Wasser auf die in der Trommel befindlichen Wäsche, und centrifugirt so lange, bis das Wasser klar aus dem Abflußrohr austritt.

Trocken- und Bügel-Vorrichtungen. Wäsche, welche aus den Centrifugen in ein luftiges und warmes Trockenzimmer kommt, trocknet dort schon in weniger als einer Stunde. Luftig muß auf jeden Fall der Trocken- raum für die Wäsche sein, denn in einem von der äußeren Luft abgeperrten Raum gibt die Wäsche bald so viel von ihrem Wasser ab, daß sich die in dem Raum befindliche Luft mit Wasserdampf sättigt und nun keinen Tropfen davon mehr aufzunehmen vermag; dieser Fehler wird namentlich begangen, wenn im Winter kleinere Mengen Wäsche in der Küche oder in der Stube zum Trocknen aufgehängt werden, wobei nebenher die überfeuchte Luft für die Inassen des Zimmers schädlich werden kann. — Die Wäschleinhalter pflegen auf dem Trockenboden mittels eiserner Nägel und haben befestigt zu werden. Letztere, das erfährt zu ihrem Bedauern jede Hausfrau, zerschneiden oder verderben einerseits die theuren Wäschlein und bieten andererseits einen ziemlich unsicheren Halt für dieselben. Diesen Uebelständen hilft der amerikanische Wäschleinhalter, dessen nebenstehende Abbildung (Fig. 4) wir schon im Jahrgang 1869 brachten, ab. Durch diesen Halter wird dieleine, gleichviel ob sie die Stärke eines Bindfadens oder eines dicken Strides besitzt, eingeklemmt und durch die Last der Wäsche selbst festgehalten. Zum Befestigen des Zeug- es auf dem Seile wendet man meistens noch die feilsförmig gewaltnen Holzklammern an, deren Uebel- stände jede Hausfrau kennt, zu deren Ersatz allge- meiner als bisher die amerikanische Wäsche- klammern benutzt werden sollte. Diese mit Fe- dern versehenen Klammern zerran das Zeug nicht, springen von selbst nie ab und paßen für jede Sei- lenstärke. Für das Trocknen kleinerer Wäschmengen in Zimmern, besonders für Kinderwäsche, besitzt man verschiedene Trockenvorrichtungen. Eine der bekann- teren besteht aus einem an der Wand, etwa in der

Nähe des Ofens oder eines Fensters, zu befestigenden Rahmen, von welchem eine Anzahl Latten sächerartig ausgehen; letztere lassen sich ganz gegen die Wand andrücken und damit aus dem Wege schaffen. Will man Wäsche trocknen, so schlägt man einen oder den andern Arm auf und hängt die Zeugstücke halb neben, halb übereinander auf, so daß die Luft überall gut

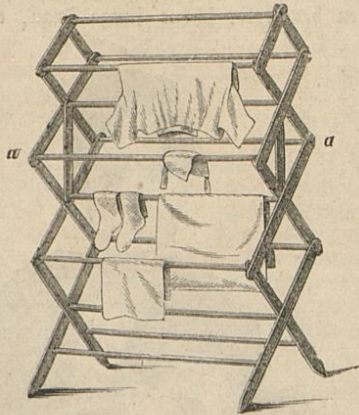


Fig. 5. Trockenständer für Wäsche.

circuliren kann. Ein anderer sehr praktischer, zerlegbarer Trockenständer für Wäsche ist der beistehend abgebildete (Fig. 5); es ist derselbe besonders für das Aufhängen der Wäsche in beschränkten Räumlichkeiten bestimmt; zusammengeklappt nimmt er so wenig Raum ein, daß ihn jeder Winkel beherbergen kann.

Auflösung des Rebus Seite 20.

„Eine unwirthbare Gegend.“

Auflösung des Buchstaben-Räthsels Seite 20.

S A A L
A R N O
G A T H
O K E N

Auflösung der Charade Seite 20.

„Schlafrod.“

Correspondenz.

Eine junge Braut. Es ist uns nicht bekannt, ob das blauefarbte Zeichen- garn in der Wäsche echt ist, jedenfalls kommt es auf die Behandlung der letzteren an. Wollen Sie indessen nicht doch lieber roth oder weiß zum Zeichen Ihrer Wäsche wählen?

Braut in G. Es wäre allerdings bequemer, eine Salbe oder dergleichen zu besitzen, welche nach einfachem Bestreichen jede Hand in ein weiches Sammetpöschchen verwandelt, als z. B. das umständliche Einwickeln der Hände in Fischleim — leider existirt ein solches Zaubernittel nicht — Alles, auch die Schönheit verlangt, um erreicht oder erhalten zu werden, der täglichen Sorge und Pflege, und letztere legt sich aus Arbeit zu- sammen.

Dr. A. in G. Die Klebstoffmischung, welche von der Post für die Brief- marken benutzt wird, ist uns nicht bekannt, benutzen Sie nachstehende Mischung: Auf 250 Gramme einer concentrirten Lösung von Gummi- arabicum (aus 2 Theilen Gummi und 5 Theilen Wasser) mischt man eine Lösung von 2 Grm. krystallisirter schwefelsaurer Thonerde in 20 Grm. Wasser.

M. v. B. in Z. Die Stockfäden in den Glacehandschuhen verhindern das Schwarzfärben derselben nicht. Schiden Sie die Handschuhe zu Spindler, Wallstraße, oder Lange, Jerusalemstraße, Berlin.

Elise N. in G. Wir ertheilen keine ärztlichen Rathschläge. — Unter der Adresse: „Professor Dr. med. Bod in Leipzig“ wird Ihr Brief richtig antommen.

Nofalie in Z. Bei mehr als einem einzelnen fehlenden Zahne ist die Be- festigung der falschen Zähne durch Kautschukplatte unbedingt der durch Stifte bewirkten vorzuziehen.

Nicht-Geographen in Wfsala. Auch wir haben nicht erfahren können, wo der Ort Böre liegt; vielleicht erhalten wir eine Bezeichnung durch diese Notiz durch die Gefälligkeit eines besser als wir unterrichteten Bazar- lesers.

H. H. Das Auffärben von schwarzem Sammet erfordert Routine und Appetitmaschinen, es wird Ihnen daher nur übrig bleiben, den Sam- met zu Spindler zu schicken.

Hausfrau in Ausland. Da Sie nicht den Namen der betreffenden Ma- schine genannt haben, wir auch die von Ihnen erwähnte Notiz nicht kennen, so können wir Ihnen keine Auskunft geben. Gut ist die unter Chiffre Hedwig S. geb. v. S. in Nr. auf Seite 290 d. B., Jahrg. 1873, erwähnte Maschine.

C. Sch. Nr. 88. Das fragliche Mittel gegen Ameisen findet sich unter Chiffre „Hausfrau in Polen“ auf Seite 199 d. B., Jahrg. 1873, ange- geben. — Bügen Sie den Grünspan zuerst mit Desinfäre (Stearinöl, Busöl) fort und darauf die Bronze mit Wieneralkali nach. Der Wieneralkali muß in geschlossnem Viech- oder Glasgefäß aufbewahrt werden, sonst wird er unwirksam. Leider ist dieser Umstand vielen Kaufleuten nicht bekannt, weshalb man oft unwirksam gewordenen Wieneralkali erhält.

Olga in Dresden. Haarpuder erhalten Sie käuflich u. A. bei Grunzig und Co. in Berlin, Charlottenstraße.

Abonnet. Sehen Sie der Stangenpomade-Masse als schwarzfärbende Substanz den feinsten Lampenruß (in Hehl's Rüstfremmagazin in Ber- lin, Leipzigerstr., kostet das Loth davon 15 Sgr.) zu.

Den Vielen, welche uns mit Buchstaben-Räthseln erfreuten, sei wir besten Dank. Weil deren eben Viele sind, müssen die Einzelnen sich gedulden, bis ihr Beitrag zum Abdruck gelangt. Schon die nächste Nummer soll wieder einige solche Räthsel veröffentlichten.

Emilie V. aus K. Sie schreiben, Sie hätten „so oft gute Mittel bei Sommerproben im Bazar gelesen“ und würden auch ein solches, oft wir im Sommerprobenmittel angegangen worden, haben wir uns beteknen müssen, daß es für solche ungeschickliche Mittel hierfür nicht zu Ihre weiteren Mittheilungen, daß die von Ihnen gebrauchten in Bei- gen angekündigten Sommerprobenmittel nichts helfen, bestätigen, wir oft genug ausgesprochen haben.

Z. S. in N. Sie bringen den Fingerring zc. durch Waschen mit dünnem Solmialgeist fort; dasselbe Mittel eignet sich auch zum Waschen der lösen Wolle. Ob es Ihnen gelingen wird, die an. Flecke aus braunseidenen Kleide sauber herauszubringen, ist allerdings eine An- des darauf verwendeten Maßes an Geschicklichkeit.

Z. N. in G. S. S. Schönen Dank in Irma's und unserem Namen für Accept! — Was Ihre Frage betrifft, wie man Bettfedern aus Tabak bringt, raten wir auf dieselben einen Brei aus gebrannter Waage und Benzol aufzutragen und nach dem Trockenwerden das Pulver zubürsten. Wenn nöthig zu wiederholen.

A. P. 1. Medicinische Seife ist völlig neutral, d. h. unschädlich für Haut. 2. Universal-Nähmaschine von L. Löwe und Co. in Berlin. Keines, nicht ranziges Probeneröl ist ein wohlfeiles und gutes Na- machinenöl, zum Reinigen der Maschine wird Petroleum angewen- det. 4. Die Regenfedern sind aus der eingeleiteten Stoffprobe nicht wieder entfernen. 5. Dergleichen Verfärbungen der Goldstoffe sind nicht der Grund derselben, so viel uns bekannt, nicht genügend aufgelöst.

Hundliebhaber. Wir haben den Titel eines Buches über Hundezucht nicht auffinden können; vielleicht erhalten wir in Folge dieser Notiz einen besten unterrichteten Leser das, was Sie wünschen.

Unermüdliche Leserin. Wir machen Sie und alle Verehrerinnen auf den Bücherkatalog, herausgegeben von Rich. Lesser (Internationale Buchhandlung in Berlin) aufmerksam, der, ein starker Leser, außer kritischen Beiträgen namhafter Autoren die Anzeigen aller neu- und neuesten Erscheinungen des in- und ausländischen Buchermarktes Preisangabe, Illustrationsproben zc.) enthält, also eine wahre Fundgrube für Sie ist. Für einen mäßigen Preis durch jede Buchhandlung zu ziehen. — Von Hanna Böhm's sehr feinfällig aufgenommenen ge- rade „Schwarzen Bildern“ (Berlin, Alexander-Duncker) ist II. und III. Reihenfolge erschienen.

Eine sehr liebenswürdige Abonnentin, Fr. v. K. in Z. theilt uns zu- und Frommen der Damenwelt die folgenden Recepte mit:

1) Farbige in der Wäsche verbliebene Färbemittel werden folgendermaßen behandelt, um sie auch weiter benutzen können: Man spült ein solches Kleid — fix und fertig, wie man es ist — 2-3 Mal in klarem Brunnenwasser, dem man einen Eßlöffel aufgelösten Chlors beigefügt hat, läßt es an der Sonne trocknen, reibt dann mit weißer Seife ein, läßt es eine Weile in weichem Wasser ste- und behandelt es danach wie jede andere Wäsche. Ein Färbemittel weiß mit weißer Blüthen und eben solcher Karte an den Garnirun- gen nach dieser Behandlung ganz weiß und die Karte hübsch hell.

2) Ein vorzügliches und höchst einfaches Mittel zur Erhaltung ei- schönen reinen Feins ist: 1/2 Theil Milch und 1/2 Theil von be- stäubtem Branntwein gemischt und allabendlich das Gesicht vermittelst ei- Handtuches damit befeuchtet. Man gebrauche dies Mittel aber nicht bis 4 Tage — nein, Monate lang! Bei allen diesen Verfahren ist die- duld nöthig, in 3-8 Tagen wird man niemals einen schlechten Reim einem reinen umwandeln können, ohne der Haut zu schaden.

3) Gallseife kann Jeder sich sehr billig und leicht selbst herstellen. Man schneidet 1 Pfund gute weiße Seife in einen Topf, gießt 1/2 Eßlöffel Gallen, die man von jedem Schlächter kaufen kann, hinzu und es mehrere Stunden auf einer heißen Stelle auf dem Herd oder Bratofen ziehen, rührt es mitunter um und wenn es sich vollkom- aufgelöst, läßt man es erkalten und schneidet kleine Stücke davon.

N. Z. Wir wollen Ihre freundlich gegebenes Recept zur Bereitung Gebäckes „Feines Kleebröckchen“ (d. h. Brod aus gebadenen Weizen- zu Nuz und Frommen unserer ein originelles und nationales Fest- lebenden Verehrerinnen hierhersehen: 6 Pfund gebadene Birnen, 4 Pfund gebrühte Pfannmehle werden hartgeknetet, 5 Pfund Zahnteig, 2 Pfund Datteln, 1/2 Pfund Mandeln, 1/2 Pfund Rosinen, 1 Pfund Koffein, 1 Pfund Röhre (Wasserröhre), alles dieses wird in längliche Stücke ge- und darunter ein Eßlöffel voll Anis, ein Eßlöffel voll Zimmtmehl, ebensoviele Gewürznelken, die Schale von einer Limone und einer Van- range, zerhackt, und 1/2 Pfund Juckpulver gemischt, 1/2 Seidel Pflanzenbranntwein (Silbwin) darüber gegossen und über 24 Stunden gelassen. Dann macht man einen Mehlteig mit einem Liter Wasser bringt 1/2 davon unter die Mischung der Früchte zc., formt daraus kle- bige große Strüßel (Strüßel?), welche mit Ei bestrichen, dann in stark messerkräftigen Teig gut eingeschlagen und endlich im Bad gebaden werden.

Dankbare Abonnentin. Die in der Wäsche misfarben gewordenen pom- gefärbten Gegenstände lassen Sie so lange Zeit in einer schwach lau- Lösung von Kleisäure liegen, bis die ursprüngliche Farbe wieder er- nen ist. Dann spült man in reinem Wasser nach und hängt zum Tro- cken auf.

Titels Mädchen. Weder Theer- noch Kampherseife haben einen Ein- auf lästige Haare im Gesicht; die Wirkung dieser Seifen als Z- mittel ist im Allgemeinen dieselbe.

Duana in W. — A. B. in A. — Judith und Rebekka. — Dank und neue Abonnentin. Wenn „die geröthete Nase“ nicht die Ur- sache inneren Uebels ist — worüber der Arzt zu entscheiden — so veruchen Sie einmal allabendliche Waschungen mit einer W- aus 1 Theil Gerbstoff in 200 Theilen destillirtem Wasser. Die Kraut- erweiteren seinen Blutgefäße lassen das Blut sichtbar durchsichtiger, daher die auffällige Röthe; mitunter pflegen die Ueberden nun zusammenhängenden Kraft des Gerbstoffs zu gehören und sich zu- engern — mitunter auch nicht. Lesen Sie auch die Notiz der Cor- spondenz auf Seite 246 v. Z. (Chiffre S. V. bei G. und S. K. bei nach). Endlich erwähnen wir noch der bei keinem veralteten Uebel- unter noch wirksamen Ableitungen durch häufiges Waschen und Froren des Rückgrates mit kaltem Wasser.

„Freundin guter Küche“. Bestellen Sie sofort bei Ihrer Buchhand- „Der Küchentaler oder 366 Neus von Franziska Béguelin, geb. Ziegler (Hannover, Karl Rämpfer). Das B- ist in jeder Hinsicht so interessant, daß wir es in der nächsten Nummer ausführlich besprechen werden.

Emma v. K. Bismuthweiß gilt als ein von der Haut nicht ablos- verdenbes, also unschädliches Schminktittel, etwas Anderes ist es, ob das in Frage stehende Eau de Lys préparé aus Bismuth weiß wirklich Bismuth und nicht Blei enthält. Sie gehen daher sicher, wenn Sie sich in irgend einer renommirten Apotheke eine Bismuth- schminte anfertigen lassen.

C. Pr. in Schr. Voraz ist ein sehr mildes Waschmittel und ganz un- schädlich der Kopfhaut.

Tanzlustige. Die kleinen Hautflecken werden, da sie nur durch Müde- veranlaßt worden, sicher wieder von selbst verschwinden. Bis dahin- nen Sie ja die kleinen Störenfriede durch poudre de riz cacheren.

Flora. Das fragliche Mittel gegen Kopfschm- war im Jahrgang 1871 des Bazar auf S- 298 beschrieben und lautet: Ein- bis zweifol- ligen Wäschens wöchentlich mit einer Mischung aus 1 Loth Hirschkornsalz (doppelt tohleren Ammoniak), 1 Loth Kampheressenz in 1 W- Wasser aufgelöst. — Das Enthaarungsmittel „Pflöthron“ erhalten Sie in Berlin bei Ka- (Hausvogelplatz 3) und in Scherina's Apotheke (Chausseestraße 21). — Beirreien die Arme allabendlich mit einer Lösung von 1 Theil Borax in 20 Theilen Wasser.

Junge Dame in W. Um wachlebener Hand- zu waschen, kocht man ein Stückchen rein- wählige Wäsche und wäscht die Hand- nur lauwarm darin aus, spült sie dann zwei- in lauem, etwas angebläutem Wasser nach, aus und bläst sie auf. Wenn die Handschuhe trocken sind, werden sie gerieben und mit ein- nur warmen Blättern geplättet.

A. S. A. G. Goldt Leington's American Pills stehen aus Scammoniumharz (scharfweites Ghabarber und Seife. Wir raten von ih- Gebrauch ohne ärztliche Erlaubniß ab.

L. G. Ein Ritt für Gipsfiguren besteht einer Pulvermischung von 2 Theilen gebrant- Austerkalken und 1 Theil Gummi-arabicum mit Wasser oder besser mit Weisß zu ei- bilden drei angerieben. Mit diesem werden zu verbindende Stücke befrischen, aneinander- drückt, festgeschürt und in gelinder Wärme Trocknung überlassen.

Rebus.

